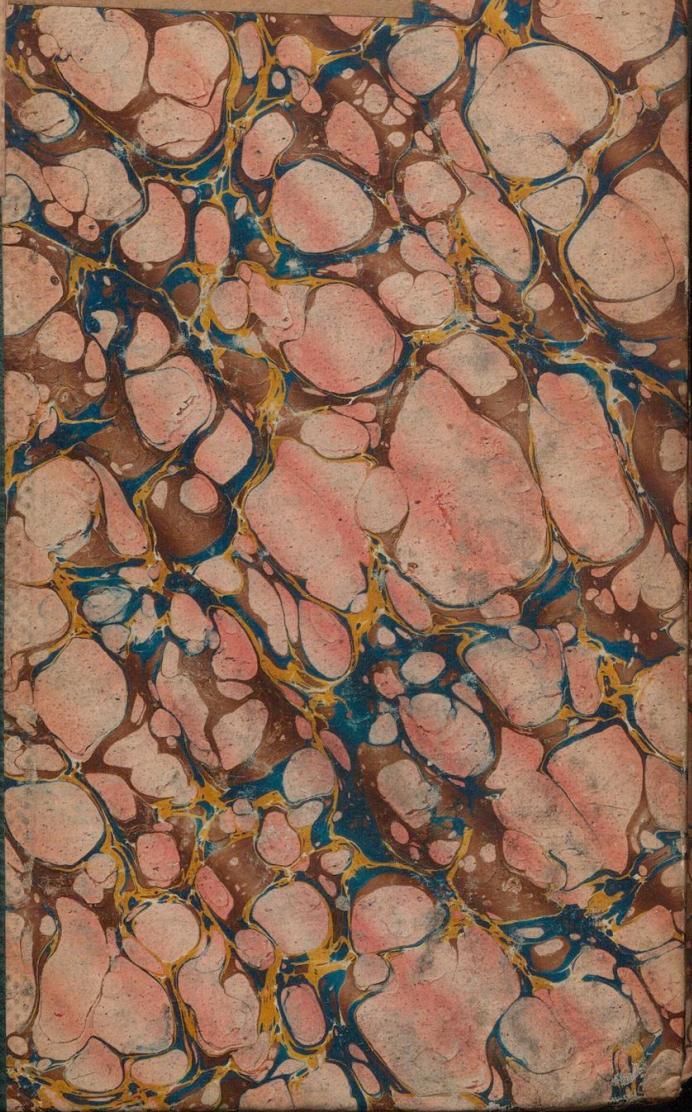


Wiener Stadt-Bibliothek.

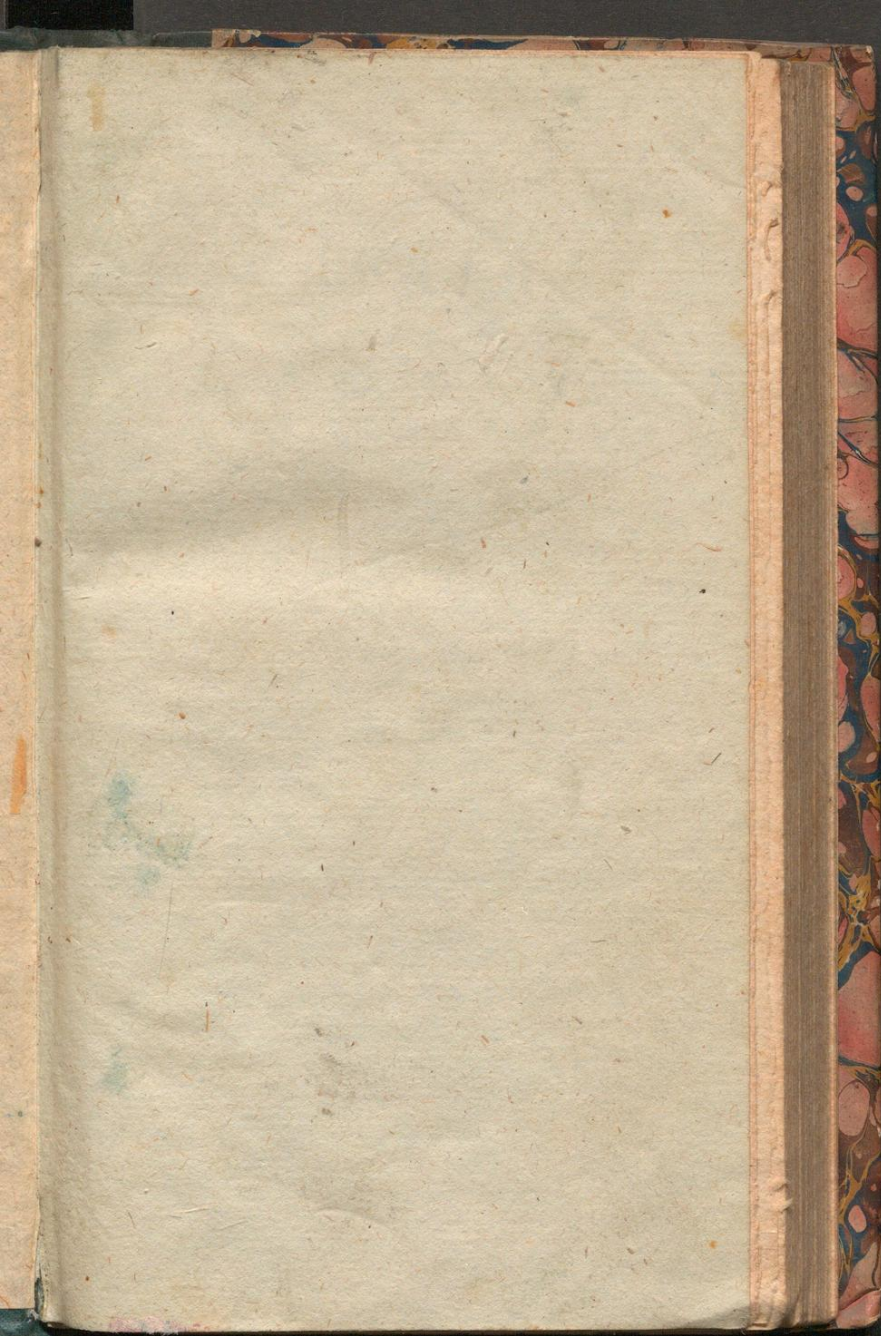
6948/2A

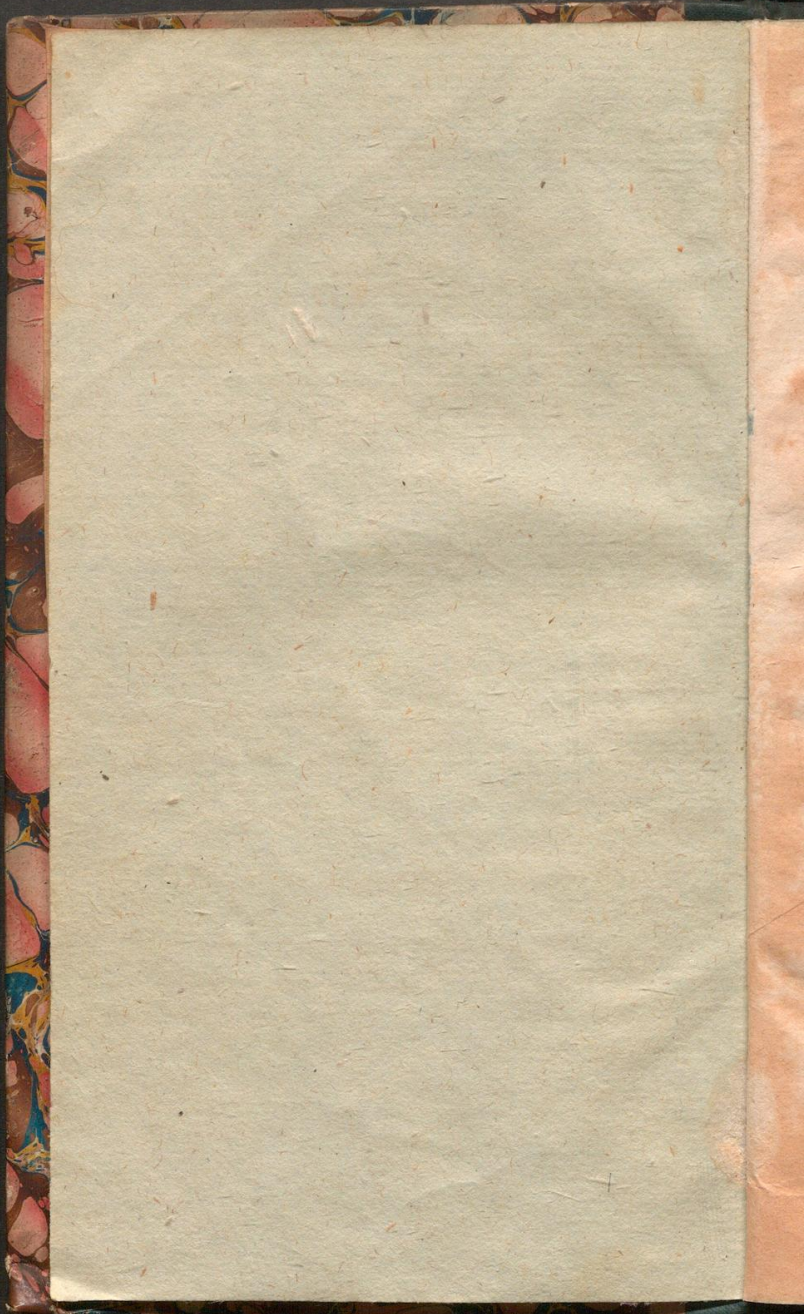


8618

4

00





Die

Türken

im Kampfe mit dem Christlichen
Europa

in historischen Gemälden

vorge stellt

von

Dr. F. K. C o p e r.

In zwei Bänden.

.....

Zweiter Band.

Meissen, bei Fr. Wilhelm Goedsche.
Pesth, bei Otto Wigand.
1830.

110

1843

Im Jahre 1843

am 1. März

1843



1843

1843

1843

1843

im

S

von

(

Die Türken

im Kampfe mit dem christlichen Europa.

Zweites Bändchen.

I.

Schlachten der Christen mit den Türken

von der Eroberung von Konstantinopel bis zur
Belagerung von Wien;

von dem Jahre 1454 bis 1683.

(Eine historische Skizze, Fortsetzung und Beschluß.)

Die Bücher

im Kampfe mit dem heidnischen Europa

Zweite Abtheilung

I

Beziehungen der Christen mit

den Heiden

von der Verbreitung der christlichen Religion

in Asien und Afrika

von dem Jahre 1517 bis 1800

(Eine historische Uebersicht der Missionen)

Konstantinopel war gefallen, das griechische Reich von Barbaren zerstört; die Christenheit hatte ruhig zugesehen, daß die zweite christliche Stadt der Mittelpunkt des Mohammedismus, die Residenz der türkischen Sultane geworden war. Aber, als der furchtbare Schlag statt gefunden hatte, das Unglück wirklich geschehen war, da erkannte man erst die Größe des Verlustes; man staunte, man zitterte vor den traurigen Folgen dieses Ereignisses und sah ein, wie leicht dieses Unglück hätte vermieden und abgewendet werden können. In der That empfand das ganze christliche Europa tiefe Betrübniß über die Einnahme von Konstantinopel durch die Türken und es fehlte besonders in Italien und Frankreich wenig-

daß nicht dadurch der Enthusiasmus der
 Kreuzzüge wieder erweckt worden wäre.
 Der Papst Nikolaus, der immer einen
 großen Eifer für die Beförderung der
 Kreuzzüge gezeigt hatte, gab eine Kreuz-
 bulle und sandte sie durch viele Geistliche
 in alle Reiche aus, um durch Vergebung
 der Sünden Geld und freiwillige Solda-
 ten aufzubringen. Der Kaiser Friedrich
 III. überlegte auch mit den deutschen Reichs-
 ständen, denn rasches entscheidendes Han-
 deln war seinem Gemüthe fremd — wie
 man der andringenden Gefahr ausweichen
 könnte, und so wurde endlich (den 29.
 Sept. 1454) beschlossen, 10000 Reiter
 und 32000 Fußgänger aufzubringen. Aber
 leider blieb dieses Heer nur auf dem Pa-
 piere, kam nicht zur Wirklichkeit. Hätte
 jede christliche Brust solchen Eifer für die
 gute Sache offenbart, den der Herzog
 Philipp von Burgund zeigte, als er in
 einer Versammlung seines Adels sich ver-
 pflichtete, seine Person und ganze Macht
 zum heiligen Kriege gegen die Türken zu
 verwenden, so hätte leicht Konstantins

verlorne Kaiserstadt der Christenheit wieder gewonnen werden können. Aber welche Beredtsamkeit hätte so viele unharmonische Mächte, in welche Europa getheilt war, unter einer und derselben Fahne zu vereinigen, Deutsche mit Franzosen, Polen, Ungarn mit Böhmen zu versöhnen vermocht?

Am nächsten war das Königreich Ungarn der Gefahr ausgesetzt, von den Türken verschlungen zu werden, oder das Schicksal des griechischen Reichs zu erfahren. Daher setzte es auch der König Ladislaus bei den ungarischen Reichsständen noch im Jahre 1454 durch, daß ein allgemeines Aufgebot beschloffen und der tapfere Johannes Hunyades, der die Türken oft besiegt hatte, an die Spitze desselben gesetzt wurde. Aber es fehlte wenig, daß dieser tapfere Held, der wahre Patriot und unversöhnlichste Feind der Türken, durch eine Kabale seiner Feinde, die den großen Ruhm des Mannes beneideten, von dem schwachen Monarchen verkannt und in Anklagestand versetzt worden wäre.

Noch in demselben Jahre 1454 eröffnete der Sultan Mohammed die Feindseligkeiten, indem er die Serbier, die Bundesgenossen der Ungarn, angriff. Aber pfeilschnell eilte Hunyades den bedrohten Freunden zu Hülfe und schlug die Feinde bei Krusoliz. Der Sultan meinte es aber in diesem Jahre mit dem Kriege noch nicht ernstlich, es war die Unternehmung gegen Serbien diesmal, wo die türkischen Zurüstungen noch nicht vollendet waren, gleichsam nur ein Vorspiel zu dem großen Drama, das im nächsten Jahre durchgeführt werden sollte. Wohl bekam der Sultan Nachricht, daß der neue Papst Calixtus XII. in allen christlichen Ländern große Summen Geldes zusammengetrieben hatte, und daß der Kaiser Friedrich Ungarn mit einer deutschen Macht unterstützen wolle. *) So schien anfangs die ganze Christenheit sich gegen ihn erheben zu wollen. Darum zögerte er (an-

*) Leider verschenkte der schwache Papst den größten Theil dieser Gelder an seine Bettern und der dem Könige Ladislaus übel wollende Kaiser Friedrich überließ Ungarn seinem Schicksale.

fangs nicht ohne Besorgniß, daß eine gar zu gewaltige Macht auf ihn losstürzen möchte) noch ein ganzes Jahr, ehe er Ungarn angriff. Allein, als er sahe, daß die zwischen den ihn bedrohenden christlichen Völkern ausgebrochene Uneinigkeit den früher beabsichtigten Kreuzzug rückgängig gemacht habe, stand er im Frühjahre 1456 nicht länger an, sich an der Spitze von 150000 Mann, und indem er zugleich eine Flotte die Donau hinauf gehen ließ, gegen Belgrad zu in Bewegung zu setzen, denn die Eroberung dieser wichtigen Feste sollte der Anfang der von ihm beabsichtigten großen Unternehmung seyn. Schon im Mai traf der Sultan bei Belgrad an. Ganz Ungarn gerieth bei dieser Nachricht in Schrecken, denn trotz der früheren Verheißungen sahe es sich von allen Freunden verlassen, nicht einmal Böhmen, das doch mit Ungarn einem und demselben Könige angehörte. Aber ein einziger Mann, der Kreuzprediger Johann Capistrano ersetzte gleichsam durch seinen Eifer den Mangel auswärti-

ger Hülfe. Er durchreiste alle Winkel des Landes und feuerte durch die Macht seiner Beredsamkeit eine so große Menge Menschen an, freiwillig das Kreuz zu nehmen und gegen die Ungläubigen zu fechten, daß es an Waffen und Lebensmitteln bald fehlte, um alle Kreuzfahrer beisammen zu behalten.

Während dem hatte der Sultan anfangs Juni die Einschließung von Belgrad (auf zwei Seiten zu Lande und auf der dritten durch seine Schiffe) beendigt, denn er wollte alles aufbieten, sich in kurzem dieser Vormauer von Ungarn (die überdies nur eine schwache Besatzung hatte) zu bemächtigen und hoffte dann in zwei Monaten in Besiß von dem größten Theile des Königreichs zu seyn. Er setzte daher der Stadt heftig zu, indem er z. B. nahe vor den Mauern große Steinpöller und viele andere Rüstzeuge von eigener Erfindung, die der Stadt großen Schaden zufügten, anbrachte.

Johann von Hunyad gab dem Könige von der Ankunft des türkischen Heeres

Nachricht und bat um schleunige Hülfe, weil ohne diese die Stadt Belgrad in kurzem in den Händen der Türken seyn mußte. Allein der feigherzige König, dem vor den Gefahren des Kriegs bangte, floh nach Wien und gab sein Reich gleichsam preis. Dieses, von dem eigenen Regenten gegebene schlechte Beispiel wirkte so nachtheilig auf die Nation, daß gleichsam eine allgemeine Furcht vor den Türken sich der Gemüther bemächtigte, so, daß die schon versammelt gewesenen Kreuzfahrer wieder davon liefen, und, obgleich der päpstliche Gesandte in Kreuzbullen Jedem, der sechs Monate lang selbst bei Belgrad fechten, oder einen Soldaten unterhalten würde, die Vergebung aller Sünden zusicherte, so konnte doch selbst die Größe der Belohnung nur wenig Kreuzsoldaten zusammen bringen. Der Adel besonders war durch die Feinde des Hunyades vom Reichsrathe angewiesen worden, sich diesmal nicht zum Kriege zu stellen, damit der (von ihm gefasste) berühmte Mann in diesem Feldzuge seine

Schande und kein Grab fände. So bestand denn, was nach der Beschaffenheit der damaligen Kriegsunternehmungen unerbört und verwegen schien, die schwache Armee des Hunnades dem größten Theile nach nur aus Bürgern, Bauern, Mönchen, Priestern und Schülern. Als er mit seinen ungeübten Truppen bei Semlin an der Save Belgrad gegenüber angekommen war, so ließ er am dem 14. Juli (den zehnten Tag der Belagerung) um die, auf der Donau gelegene große türkische Flotte (die ihn verhinderte, mehr Leute und Lebensmittel in die Festung zu bringen) zu zerstören, sie durch die ungarische Flottille, die zwar in zahlreichen aber sehr kleinen Schiffen bestand, anzugreifen. Der Angriff war heftig und die Gegenwehr war ihm gleich. Die Kreuzprediger feuerten die Kreuzfahrer, die in den ungarischen Schiffen waren, durch die Vorzeigung des Kreuzes an. Da nun aber auch die Belagerten aus ihrem Hafen eine Anzahl Schiffe aussandten, so geriethen die Türken in Unordnung und

bald war die ganze Flotte der letzteren zerstört. So erlangte Hunyades eine vollkommene Verbindung zu Wasser mit der Stadt. Indessen der Sultan Mohammed ließ sich durch diesen zu Wasser erlittenen Unfall nicht abschrecken, die Belagerung der Stadt fortzusetzen, ja er verdoppelte vielmehr seine Anstrengungen, sich der Festung bald zu bemächtigern, da er die ihn beunruhigende Nachricht erhielt, daß eine italiensche Flotte Truppen am Hellespont gelandet habe, um in seinem Rücken eine Diversion zu machen. Am 21. Juli hatte nun das türkische Geschütz die Mauern an mehreren Stellen geöffnet, so daß daher nun der Sultan einen Sturm anordnete. Bei der Schwäche der Besatzung gelang es den Türken leicht, die äußere Stadt zu erobern. Die Besatzung gab die Stadt verloren und zog sich anfangs in das Schloß und durch solches über die Sare in Hunyads Lager zurück. So wäre Belgrad verloren gewesen, wenn nicht der Kreuzprediger Johann von Capistrano, ein in dem Rufe einer

wunderthätigen Heiligkeit gekommener, in vieler Hinsicht außerordentlicher Mann, eine Anzahl schlecht bewaffneter und unversuchter Kreuzfahrer angetrieben hätte, in den Platz der Besatzung zu treten und nun hielt er die Türken von dem Uebergange über die, in die innere Stadt führende Brücke zurück. Auf Befehl des Sultans versuchten zwar die Türken Alles, um durch die Mauerlücken in die Stadt einzudringen und, die Gräben ausfüllend kletterten sie an den Mauern hinan. Obschon fast hoffnungslos verloren, hielten doch die Kreuzfahrer Stand. Aber in einer Art von Verzweiflung warfen sie eine Menge brennbarer Dinge in die Gräben. Diese Dinge ergriffen die feindlichen Kleidungen, so daß sich das Feuer mit der äußersten Schnelligkeit über die stürzenden Feinde verbreitete. Außer Stand das Feuer löschen zu können, suchten diese zu entfliehen, wurden aber durch die Gräben an der Flucht so gehindert, daß der größte Theil getödtet, die Gräben mit den Leichnamen ausfüllte. Da stürzten nun

die Kreuzfahrer über die in gänzlicher Verwirrung sich befindenden feindlichen Ueberreste her und trieben sie unter furchtbarem Blutvergießen aus der Stadt. Als Hunnad den andern Tag in die Stadt kam, dessen Besatzung er wieder in dieselbe einrücken ließ, erstaunte er zwar über die Größe des feindlichen Verlustes, indessen da auch der diesseitige Verlust groß, die Stadt aber an vielen Stellen dem Feinde offen stand, hielt er es bei der noch immer bestehenden großen Uebermacht des Feindes für zu gewagt, mit seinen wenigen und noch dazu schlecht geübten Truppen das Gros der türkischen Armee anzugreifen. Allein anders rechnete Johann Capistrano. Dieser versammelte die Kreuzfahrer im Angesichte der Türken, und ließ die Kreuzfahnen fliegen. Jene forderten nun durch ein allgemeines Geschrei und großes Getöse von Trommeln, Trompeten, Glocken und andern tönenden Dingen die Türken gleichsam zum Gefechte auf. Der Lärm erhob auch den Muth der in der Stadt befindlichen übrigen Kreuzfahrer

so, daß sie gegen das Gebot des Feldherrns erst nur einzeln und in zerstreuten Haufen endlich wohl gegen 3000 Mann stark auf das feindliche Lager einstürmten. Diesem Beispiele folgten die übrigen Kreuzfahrer unter Johann von Capistrano. Ein panisches Schrecken ergriff die Türken, welche ohne besonderen Widerstand zu leisten, indem sie auch in der Verwirrung unter sich selbst eine Niederlage anrichteten, gänzlich zerstreut wurden, es blieben wohl 24000 Türken auf dem Schlachtfelde. Der selbst verwundete Sultan entkam nicht ohne die Gefahr gefangen zu werden. Diese Niederlage demüthigte seinen Stolz so, daß er den Gedanken der Rache vor der Hand aufgab. Aber der König Ladislaus von Ungarn, der aus Feigheit und von übeln Rathgebern umgeben, fern von den Gefahren des Kriegs, während des furchtbaren Kampfes, in Wien sich mit der Jagd belustigt hatte, eilte nun, als dahin die Nachricht der türkischen Niederlage gekommen war, in Begleitung einiger Kreuzfahrer (gleichsam

als habe er diese, um Belgrad zu entsetzen, aus Deutschland geholt) zu der, durch die Helden Hunyades und Johann von Capistrano besetzten Feste. Diese verdienstlichen Männer hatte aber eine, in der ungarischen Armee ausgebrochene Lagerseuche verhindert, den fliehenden Feind zu verfolgen und leider unterlagen beide dem Fieber selbst; Johann von Capistrano unterlag den 23. October zu Uslak und den 7. August schon starb zu Semlin der tapfere Held Johann Hunyad, den der Tod auf so vielen Schlachtgefilden vermieden hatte. Nach ihm trat lange Zeit in Ungarn nicht wieder ein Heerführer von solcher Gediegenheit gegen die Türken auf, bis in einer späteren Zeit Montecuculi, der Prinz Eugen, welcher letztere wieder zu überwinden verstand.

Die Christenheit fand jenen Sieg der Kreuzfahrer über die Türken, wodurch die Festung Belgrad erhalten wurde, für so wichtig, daß der Papst Calixtus XII. für den 6. August, an welchem Tage der Sultan Mohammed die Belagerung

von Belgrad aufhob, das Fest der Verkörperung Christi stiftete.

Wohl fürchteten die Türken anfangs, daß die Ungarn nach den bei Belgrad über sie erlangten Vortheilen den Krieg mit Nachdruck fortsetzen würden; allein Hunyades war weg und die neuen häuslichen Unruhen verhinderten jede Unternehmung. Daher, von dieser Seite nicht gehindert, richtete Mohammed seine Waffen zur Vergrößerung des Reichs anderwärts, vollendete die Eroberung von Griechenland, beruhigte einen Aufruhr in Macedonien und Thracien und drang dann erst wieder in Servien ein, der Feste Semendria sich bemächtigend. Vergebens machte der Papst 1460 einen neuen Entwurf zu einem Kreuzzuge gegen die Türken; in Mantua mußte deshalb eine Versammlung der christlichen Prinzen statt finden; es wurde auch wirklich ein allgemeines Bündniß gegen die Türken zu Stande gebracht. Das Bündniß war aber nichts, als ein leeres Gepränge. Denn Mohammed, der sich indessen fast ganz Griechenland unterwürfig

gemacht hatte, wurde nicht gehindert, nun auch, nachdem er eine Marine erschaffen, mehrere Inseln im Archipelagus zu verschlingen, indem er mit dem alten Lesbos (Metelin) den Anfang machte. Jetzt sahen die Venetianer, die damals unter allen Staaten des mittelländischen Meeres die stärkste Seemacht hatten, wohl ein, daß die Türken, denen damals nichts unmöglich war, und die Uneinigkeit der Christen zu ihren Vortheil benutzten, auch auf dem Meere ihnen den Vorrang abzulaufen gesonnen waren. Noch besaß Venedig einen Theil der Insel Morea, den aber nun Mohammed auch zu erobern drohte. Da wurde im Jahre 1464 ein neuer Kreuzzug gegen ihn von dem Papste beschlossen, der jedoch abermals nicht zur Ausführung kam. Vergeblich rüsteten sich daher nun die Venetianer allein zum Kampfe gegen Mohammed in Morea; Mohammed ging mit einer Flotte von 300 Segeln nach Negreponte und zerstörte dessen Hauptstadt, während die venetianische Flotte der türkischen nicht die

Spitze zu bieten wagte. Selbst in das Herz der venetianischen Staaten, nach Triaul, führte Mohammed seine beutegierigen Krieger und plünderte das Land im Jahre 1471 aus. In den darauf folgenden acht Jahren führten die Venetianer fast ununterbrochen Krieg mit den Türken, und, nachdem erstere fast immer besiegt und aufs äußerste geschwächt worden waren, mußten sie mit Verlust von Skutari und mehrerer Inseln, so wie gegen Erlegung eines jährlichen Tributs den Sultan Mohammed um Frieden bitten. Nur die tapfern Ritter, Besitzer der Insel Rhodus, welche Mohammed im Jahre 1480 erobern wollte, widerstanden, einen Helden, den Großmeister d'Aubuson an ihrer Spitze, mit Glücke der furchtbaren ottomannischen Macht. Aus allen Theilen der christlichen Welt begaben sich jetzt edle Ritter in Menge nach der bedroheten Insel, doch waren ihrer wenige in Vergleichung gegen die zahlreiche türkische Armee. Ein, auf den Thurm von St. Nikolaus mit unglaublicher Tapferkeit ge-

wagter Sturm wurde mit großem Verluste der Türken abgeschlagen und nach vielen vergeblichen Versuchen mußten die Feinde sich wieder einschiffen. Hestigen Kummer verursachte das Mißlingen dieser Unternehmung dem stolzen Sultan, aber schnell wurde ihm dafür Trost. Einer seiner Beziere fiel in Neapel 1481 ein und eroberte Otranto, welche Stadt er einäscherte. Dieser Vorfall verbreitete unter den Christen eine allgemeine Bestürzung; schon machte der Papst Anstalt zur Flucht über die Alpen; ganz Italien schien durch den Sieger Mohammed, der Alles erobern zu wollen verkündigte, bedroht, als sein frühzeitiger Tod, der im 52sten Lebensjahre erfolgte, den Sturm auf einmal zerstreute.

Raum war dieses Schrecken der Christen verschwunden, als der König von Neapel die, ihm von Mohammed entrißne Stadt Otranto wieder in Besiz nahm. Indessen der neue Sultan Bajased II. setze den Venetianern, als sie die Inseln Zante und Cephalonien in Be-

sich nahmen (die der Sultan als zu seinem Reiche gehörig zurück forderte) so viele Energie entgegen, daß sie sich beeilten ihm diese Inseln zu überlassen. Bald darauf erneuerte auch Bajased mit vielem Glücke die Feindseligkeiten gegen Ungarn. In dessen mehr zu kriegerischen Unternehmungen gegen Venedig gestimmt sendete dieser Sultan im Jahre 1498 eine große Flotte von 260 Segeln zu einer Expedition gegen Morea ab, wo die Republik Venedig noch einige feste Plätze besaß, welche die Türken auch eroberten. Dieser sehr blutige Krieg wurde im Jahre 1500 geendigt, worauf der körperlich geschwächte und mehr zur Ruhe gestimmte Sultan Bajased geneigt wurde, mit allen Feinden Frieden zu halten. Als aber die krieglustigen Janitscharen um deshalb zu murren anfangen, benutzte sein herrschsüchtiger Sohn Selim diese Gelegenheit, den Vater vom Throne zu verdrängen, der gleich darauf, im Jahre 1512 (wahrscheinlich durch empfangenes Gift) starb. Der unnatürliche Sohn bestieg unter den Na-

men Selim II. den Thron. Nicht mit Unrecht hat ihm die Geschichte den Namen Selim der Wilde, beigelegt, denn er opferte, nachdem er den Vater gemordet, auch die Brüder seiner unbändigen Wuth, den Thron zu behaupten. Bei seiner kriegerischen Stimmung war es für Ungarn ein Glück, daß der Tyrann nach der Eroberung von Aegypten und Persien begierig trachtete. Das erstere Land unterwarf er auch nach wenig Jahren seinen Waffen. Er starb noch in besten Jahren 1519 an demselben Orte, wo er dem Vater durch Gift das Leben geraubt hatte. Sein Nachfolger in der Regierung, Solymann II., zeigte ebenfalls, obgleich er noch sehr jung den Thron bestieg, vielen kriegerischen Geist, der nun leider besonders gegen Ungarn gerichtet war. Belgrad, *) jene wichtige

*) Das erstemal war es der Sultan Amurath II. im Jahre 1440, der mit der äußersten Wuth Belgrad angriff, unaufhörlich machten die türkischen Kanonen Oeffnungen in die Mauern, vergeblich stürzten die Janitscharen in die Laufgräben, immer wurden sie zurückgeschlagen und Hunyades, der zum Entsatz herbei eilte, griff die Belagerer von hinten an; sie mußten abziehen.

Feste, die schon zweimal den Angriffen der Türken widerstanden hatte, um jeden Preis zu erobern, war fast sein erster Gedanke. Schon der Anfang des Unternehmens, als er im Mai 1527 die Feste umzingelte, verhieß ihm Glück, denn der Kommandant der Stadt, die nur eine Besatzung von 700 Mann hatte, ging zu ihm über und die Vertheidigungsanstalten der Ungarn waren, da der König Ludwig sehr unerfahren und ein Schwachkopf war, die Großen des Reichs aber in Partheien zerfallen und uneinig sich zeigten, sehr schlecht. So fehlte es der Festung Belgrad an Vertheidigern, an Geschüße und Munition und selbst an Lebensmitteln für die doch so schwache Besatzung. Diese war zwar anfangs für einen hartnäckigen Widerstand gut gestimmt, allein ein unter ihr ausgebrochener Religionszwist lähmte ihren Eifer, so, daß sie die untre Stadt freiwillig verließ und in die kleine Citadelle sich zurückzog. Diese umgab nun der Sultan mit Minen (einer damals noch neuen Erfindung). Als das

durch ein Theil der Stadtmauer in die Luft gesprengt war, kapitulirte sogleich die erschrockene Besatzung am 29. August, nachdem indessen doch die Citadelle 20 Stürme abgeschlagen hatte und die Besatzung bis auf 400 Mann zusammengesmolzen war; der abgeschlossenen Kapitulation ohnerachtet wurden die tapferen Vertheidiger der Stadt niedergesäbelst. Kurz vor Belgrads Eroberung hatten die Türken auch die wichtige Feste Schabaz eingenommen. So waren die Schlüssel von Ungarn in türkischen Händen. Kaum war aber der Sultan Solymann nach dieser glücklichen Expedition in seine Hauptstadt zurückgekehrt, als er die Eroberung der (schon im Jahre 1480 einmal vergeblich von den Türken angegriffenen) Insel Rhodus beschloß. Diese Insel war schon lange Zeit, theils durch ihre Lage am Ufer von Asien, theils durch die Tapferkeit und kriegerische Bestimmung der Ritter, denen sie gehörte, den Türken ein Dorn im Auge gewesen, wie sie denn auch ihrem Handel, so wie ihren kriegeri-

schen Bewegungen sich hinderlich gezeigt hatte. Solymann bot nun Alles auf, sich der Insel zu bemächtigen. Es fand deshalb in allen Häfen eine allgemeine Bewaffnung statt und, so wie es die Jahreszeit erlaubte, begann der Angriff auf Rhodus mit einer großen Armee, der es endlich auch gelang, die Insel noch im Jahre 1522 zu erobern. *)

Nachdem nun auch die Türken einen gefährlichen Aufruhr in Aegypten schnell wieder 1523 u. 24 unterdrückt hatten, faßte der kriegslustige Solymann, da ihm die elenden Verhältnisse des, von einem schwachen Regenten beherrschten Königreichs Ungarn genau bekannt waren, den Plan auf, dieses Land sich gänzlich zu unterwerfen. Und nie konnten auch die Umstände sich wieder günstiger für die Türken gestalten, als eben jetzt, um das Reich zu erobern. Im Herbst 1525 begann

*) Die Vertheidigung dieser Insel durch die Ritter war so hartnäckig, und die Maasregeln, die Eroberung zu bewirken, so außerordentlich, daß dieser Unternehmung eine eigene Erzählung gewidmet werden soll.

der Sultan außerordentliche Zurüstungen zu dieser wichtigen Unternehmung, so daß er auch den Winter über um deshalb in Belgrad verblieb. Aber schon im März 1526 *) setzte sich die türkische Armee in Bewegung, um über die Sava und Drau nach Ofen zu marschieren. Zuerst stießen die Türken auf Waradein und erstiegen es mit Sturme. Während dem erlitt zwar ein, nach Bosnien vorgebrungenes türkisches Korps bei der Stadt Jaicza eine Niederlage, aber es konnte dieser Unfall doch in der Hauptsache nichts entscheiden, Solymann rückte ununterbrochen vorwärts, während der schwache König von Ungarn in einer Versammlung uneiniger Bischöfe keinen Entschluß fassen konnte. Statt nun einen kriegserfahrenen General zum Anführer zu wählen,

*) Schon den 20. Februar 1524 hatte Solymann dem Könige von Ungarn eine seltsame Kriegserklärung zugesendet, in welcher er ihm andeutete, er wolle Ungarn und Deutschland erobern und die christliche Religion vertilgen. Die Antwort war natürlich derg, wie sich es gebührte, nur hätte der schwache König auch entsprechende Maasregeln treffen sollen!

wurde ein Erzbischof (der von Kolozza) dazu ernannt, der von den Soldaten verspottet wurde. Am 30. Juni umzingelten 200000 Türken Peterwardein, und eroberten es in Kurzem, während der ungarische Obergeneral erst 1000 Reiter und 500 Mann Fußvolk beisammen hatte. Endlich am 14. August waren die Ungarn etwa 20000 Mann stark versammelt, aber ohne Geschütz. Der König rückte nun vorwärts nach Mohaß, (welches ein Flecken in Niederrungarn ist an dem Zusammenflusse der Korabe und der Donau) während dem die Türken mit 200000 Mann und 200 Kanonen über die Drau setzten. Vergebens warnten kriegkundige Rätche des Königs diesen und rietzen zum Rückzug, um sich erst mit einem starken Korps Siebenbürger, das zur Unterstützung der Hauptarmee auf dem Wege sey, zu vereinigen, ohne welches an sich gezogen zu haben es gefährlich sey, der überlegenen türkischen Macht die Spitze zu bieten. Allein ein falscher Enthusiasmus hatte die Anführer ergriffen,

die ihn der Armee mittheilten, so daß man ohne Zögern sich mit den Türken zu messen den Entschluß faßte. Den 28. August, als man den Feind ansichtig wurde, trafen die Ungarn die Anstalten zur Schlacht, aber die Anführer zeigten sich so unkundig in der Taktik, daß sie mehrere vor der Fronte hinlaufende Hügel unbesezt ließen und, als dem schwachen Könige Ludwig der Kriegshelm aufgesetzt wurde, überzog Todtenblässe sein Gesicht. Das Treffen begann, aber es war mehr ein Blutbad, als eine Schlacht, die schon in anderthalb Stunden beendigt war, (indem die Türken mit verstellter Flucht die Ungarn bis in den Bereich ihrer Kanonen gelockt und so größtentheils diese niedergeschmettert hatten). Von 13000 Mann Fußvölkern retteten sich etwa 4000 in der Dunkelheit der Nacht; ein großer Theil der Flüchtlinge kam im Moraste um, so wie der König selbst, dessen Körper erst nach drei Monaten im Sumpfe aufgefunden wurde. Unter den Todten waren auch zwei Erzbischöfe, fünf Bi-

schöfe und über 500 Barone und Edle und der Sultan machte zu seiner Belustigung aus den Häuptern der Bischöfe, die er auf Stangen vor seinem Lager stecken ließ, ein Siegeszeichen. Solymann führte darauf seine siegenden Truppen nach Ofen, der Hauptstadt des Königreichs, indem der Schrecken der Einwohner und Soldaten so groß war, daß an eine Vertheidigung der wichtigen Stadt gar nicht gedacht wurde. Die Stadt wurde vom Sultan der Plünderung Preis gegeben und ging fast in Rauch auf. Pesth, eine bedeutende Stadt am östlichen Ufer der Donau, Ofen gegenüber, so wie eine Menge andere Städte übergaben sich auch augenblicklich. Kurz Solymann hatte Ungarn mit wenigem Verluste fast ganz erobert und es wäre um dieses Königreich geschehen gewesen, wenn der Sultan nicht wegen einheimischer Unruhen eiligst nach Konstantinopel zurückzugehen genöthigt worden wäre. Doch verwüstete er nach türkischer Sitte vorher das ganze Land auf das furchtbarste.

Raum hatte sich Solymann mit dem größten Theile der Armee aus Ungarn entfernt, als dieses Königreich, in welchem von zwei einander gegenüber stehenden Partheien zugleich zwei Könige (der eine war der östreichische Prinz Ferdinand, Schwager des in der Schlacht bei Mohaß unglücklichen Königs Ludwig,) gewählt worden waren, trotz des Abzuges des größten Theils der Osmanen, in der größten Verwirrung verblieb. Als Ferdinands Nebenbuhler, der König Johannes (ein ungarischer mächtiger Magnat) von seinem Gegner vertrieben wurde, so warf er sich dem Sultan Solymann in die Arme, der deshalb im Jahre 1529 abermals mit einer großen Armee in Ungarn einrückte, um den König Ferdinand daraus zu vertreiben. Von neuem siegreich rückte er wieder in Ofen ein, und setzte den König Johannes in den Besitz des von ihm wieder eroberten größten Theils von Ungarn. Zu dieser Zeit erklärte sich der Fürst der Moldau für immer zu einem Vasallen des türkischen Reichs. Soly-

mann, dem keine Macht entgegen stand, um ihn zurückzuhalten, marschirte an der Donau weiter hinauf und drang bis Wien vor, welche Stadt er am 13. September 1529 zu belagern anfang. Die nicht besonders befestigte Stadt wurde von 15000 Mann unter dem Oberbefehl des Grafen Nicolas von Salm gut vertheidigt, während der Pfalzgraf Friedrich mit 6000 Mann Reichstruppen sich bei Krems aufgestellt hatte. Die Stärke der Stadt, die baufällige Mauern und einen nur wenig tauglichen Erdwall hatte, beruhte vorzüglich auf einem Thurme, den die Türken niederzuwerfen trachteten, so wie sie auch durch Minen die Stadt sehr bedrängten, so daß auch Lücken in den Mauern entstanden. Allein der Großvezier Ibrahim (der, wie behauptet worden ist, ein heimlicher Freund der Christen war) hatte den Fehler begangen, die schwersten Kanonen und Mörser bei Belgrad zurückzulassen. Da nun dabei die Belagerten durch viele Ausfälle den Belagerern großen Schaden zufügten, auch einmal

einen ansehnlichen Theil des Vorraths von Pulver wegnahmen, während Solymanns Versuche, durch bestochene Verräther die Stadt an vielen Orten anzuzünden, mißlungen, so wollte die Belagerung keinen günstigen Fortgang gewinnen. Endlich fiel unerwartet frühzeitig ein starker Schnee. Solymann sah nun die Nothwendigkeit ein, die Belagerung aufzuheben, nachdem er vorher mehrere Tage lang viele Häuser hatte in Brand schießen lassen. Darauf (nachdem er mehr wie 40000 Mann unter den Mauern von Wien hatte begraben lassen) befahl er den 17. October nach einer 23-tägigen Belagerung den Rückzug nach Ofen. Aber furchtbar wurde bei diesem Rückzuge das Land verheert, ungeheuer viele Gefangene wurden mit fortgetrieben, zum Theil auch niedergesäßelt, um der Wuth des Sultans über die mißlungene Unternehmung ein Opfer zu bringen. Doch wurde ein Theil des türkischen Nachzuges durch die nachtheilende Besatzung von Wien hart mitgenommen und eine Anzahl Gefangene wieder

befreit. Man will behaupten, daß Solymann im Zorne und Unwillen über die Beschimpfung, welche er vor Wien erlitten hatte, die größten Verwünschungen gegen diejenigen von seinen Nachfolgern ausgesprochen habe, welche noch einmal die Belagerung jener Stadt versuchen wollten, und doch unternahm noch einmal ein kühner Sultan dieses Wagstück, aber mit gleichem unglücklichen Erfolge, (s. unten.) Hatte Solymann vor seinem Zuge nach Wien den Plan gehabt, Ungarn für sich zu behalten, so änderte die empfangene Demüthigung einigermaßen doch sein Benehmen gegen den, ihm sich unterwürfig gemachten König Johannes; er übergab ihm nun die eroberte Krone und den Zepter des Reichs mit großen Feierlichkeiten, indem er den Ungarn befahl, dem Könige Johannes, als ihren Regenten und seinem Bundesgenossen, zu gehorchen. Daraufhielt er, indem ihm 60000 gefangene Christen, als Zeichen seines siegreichen Zuges folgten, seinen Einzug in Konstantinopel (1530.) Doch hatte er

in Ungarn ein Korps zurückgelassen, das in den folgenden Jahren bis 1533 das unglückliche Ungarn fortwährend verwüstete. Jetzt aber, auf eine große Unternehmung gegen Persien bedacht, ließ er sich, um seine Truppen ganz aus Ungarn zu ziehen, eine Versöhnung zwischen den beiden Königen des Landes zum Vortheile des Königs Ferdinand gefallen. Im Jahre 1536 mißlang dem Sultan ein Unternehmen gegen Korfu, dafür eroberte sein Admiral, der berühmte Barbarossa, mehrere andere wichtige Inseln im Archipelagus. Während dem dauerte der Zustand von Verwirrung und Partheiwuth, der schon seit längerer Zeit im Königreiche Ungarn statt gefunden hatte, noch immer fort. Noch immer machten sich zwei Könige, jeder von seinen Anhängern unterstützt, die Herrschaft des Landes streitig und beide mußten sich erniedrigen durch dargebotenen Tribut, um die Gunst des allmächtigen Solymann zu buhlen, dessen Feindschaft beide zu fürchten Ursache hatten. Diese seit so lange Zeit in Ungarn

herrschende Uneinigkeit hatte das Land den Türken fast ganz zinsbar gemacht. Aber überhaupt wurde man schon damals in Europa bisweilen geneigt, die Osmanen zu eigennütigen Zwecken zu benutzen. Manche ehrgeizige christliche Fürsten, welche die Türken für Theilnehmer des europäischen Staatenbundes anzusehen kein Bedenken trugen, scheuten sich nicht mit denselben Osmanen, gegen die noch kurz vorher, als gegen die Erbfeinde der Christenheit alle civilisirte Staaten im ewigen Kriege zu seyn vermeint hatten, Bündnisse zu schließen, um durch solche Hülfe ihre christlichen Nachbarn leichter zu überwinden. So schloß daher zuerst der sonst so hochherzige König von Frankreich Franz I. mit dem Sultan Solymann eine, gegen das Uebergewicht des Kaisers Karls V. gerichtete Offensivallianz, ein Schritt, der in den herrschsüchtigen Plänen des Letzteren, welcher bei Unterdrückung der Protestanten in Deutschland eine, ganz Europa bedrohende Uebermacht sich zu erobern geneigt schien, Entschuldigung

gung findet. Hätte Karl gleich anfangs aufrichtig nur den Türkenkrieg vor Augen gehabt und den König Franz vielleicht sogar als Theilnehmer des nothwendigen Kampfes gegen die Osmanen sich erworben, so konnte das, (nach den Religionsbegriffen jener Zeit offenbare) Skandal eines, zwischen den Franzosen und Türken abgeschlossenen Freundschaftsbundes nicht eintreten und letztere würden durch Vereinigung der mächtigsten christlichen Völker vielleicht wieder aus Europa vertrieben worden seyn. Solymann begriff recht gut die großen Vortheile, die ihm aus der Allianz mit dem mächtigen französischen Könige, dem er gleichsam aus Dankbarkeit den Titel Padiſchah (Kaiser) gab, (den noch bis auf den heutigen Tag die Türken nur allein den französischen Königen bewilligt haben) erwachsen müßten. Eiligst verband sich die ganze große türkische Flotte mit der französischen, um mit ihr vereint die italienischen Küsten der, mit dem Kaiser Karl verbündeten Fürsten auszuplündern, und eine unge-

heure Menge Christensklaven mit weg zu schleppen. Auch in Ungarn setzten während dem Solymanns raubgierige Krieger die Verwüstungen des Landes fort. Grausam und treulos führten noch immer die Türken den Krieg; keine Kapitulation wurde gehalten, immer mehlete man die Gefangenen nieder. Als der Sultan einmal so 800 Gefangenen die Köpfe abzuhauen ließ, rief er aus: dadurch können sich die Rekruten im Morden üben. In Stuhlweißenburg wurden die Gräber der ungarischen Könige erdffnet, um die aufgefundenen Kleinodien zu rauben.

Die Uebermacht der Türken erhielt diesen den Besitz des größeren Theils des Königreichs Ungarn, obschon nicht selten einzelne brave Männer tapferen Widerstand dem Feinde leisteten, indem sie mit geringer Mannschaft ihre Festen gegen große türkische Armeen vertheidigten. So erwarb sich im Jahre 1552 der Kommandant von Erlau, Dobo von Rusca, der ohne Hoffnung zum Entsatz, es wagte, einer Macht von 125000 Mann zu wider-

stehen, großen Ruhm. Alle Anstrengungen des Feindes, sich des Plazes zu bemächtigen, wußte er so geschickt zu vereiteln, daß die Türken in fünf Tagen über 40000 Menschen bei dieser Belagerung verloren, (die den Belagerten nur 300 Mann gekostet hatte) und nun mit Hinterlassung vieler Kanonen und ihrer Zelte sich zurückziehen mußten. Im Jahre 1565 versuchte Solymann noch die Eroberung der Insel Malta, er wurde aber mit Schimpf zurückgewiesen. Aus Verdruß über das Mißlingen der Unternehmung gegen Malta, *) warf er sich, ob er schon vor Alter und Schwachheit ganz unvermögend war, noch einmal im Jahre 1566 mit einer Armee von 220000 Mann auf das Königreich Ungarn. Die einzige wichtige Unternehmung in diesem Feldzuge war noch der Angriff auf die Feste Szigeth, das nur eine Besatzung von 2500 Mann hatte, aber der Kommandant Graf Trini war ein Held. Dieser

*) S. die Erzählung, in welcher von dieser Belagerung besonders die Rede ist.

ließ sich durch die Uebermacht des Feindes nicht schrecken. Nachdem er die Altstadt 17 Tage vertheidigt hatte, zog er sich darauf in das äußere Schloß und, nachdem dieses endlich nach vielen abgeschlagenen Stürmen in Brand gesetzt war, ging er in das obere Schloß. In diesem hielt er sich auch noch einige Tage, bis daß es auch von Flammen ergriffen war. Endlich aber öffnete er das Thor und fiel nebst den 1600 Soldaten, die ihm noch übrig waren, mit größter Wuth unter die Türken, die ihn endlich übermannten und nieder hieben. Nach seinem Tode tödtete der platzende Pulverthurm noch 3000 Türken und der Großvezier gestand, daß ihm diese merkwürdige Belagerung über 20000 Mann Kerntruppen gekostet habe. Der Zorn, welchen Solymann über den großen Widerstand der Festung empfand, verursachte ihm eine gefährliche Krankheit, an welcher er zwei Tage vor der Einnahme der Stadt verschied. Solymanns Sohn und Nachfolger, der Sultan Selim III. hob sogleich die Unternehmung

gegen Ungarn auf und eilte nach Konstantinopel zurück, indem seines Vaters Leichnam auf einen goldnen Wagen gesetzt, gleichsam in einem Triumphzuge nach der Residenz zurückgebracht wurde. Dieser Sultan beunruhigte zwar weniger das Königreich Ungarn, als sein Vater, allein um so mehr die Venetianer, denen er, (wie man sagt, aus besonderer Neigung für den kostbaren Cyperswein) die herrliche Insel Cypern im Jahre 1571 nach einem hartnäckigen Widerstande wegnahm. *)

*) Diese Begebenheiten des Kriegs des Sultan Selim III. mit den Venetianern waren für die damalige Zeit so wichtig und interessant befunden in Hinsicht des großen Siegs zur See, der über die Türken erfochten wurde (wo, wenn er gehörig benutzt worden wäre, die Osmanen aus Europa vertrieben werden konnten), daß wir demselben eine besondere Erzählung gewidmet haben.

Daß der Sultan Selim gerade auf die Eroberung der Insel Cypern verfiel, die ihm mehr wie 60000 Mann kostete, und zugleich jene außerordentliche Niederlage zur See ihm zuzog, davon wird folgende Ursache erzählt. Ein, aus Brüssel vertriebener Jude, Namens Mirrez, flüchtete sich nach Konstantinopel und suchte Gelegenheit sich an den Christen zu rächen. Durch seine Verschlagenheit wußte er sich dem Prinzen Selim so unentbehrlich zu machen, daß dieser, als er bald darauf den Thron bestieg, ihn zum Günstling erhob und ihn bei seinen Trinkgelagen gern hinzuzog. Einstmals ließ der Sultan den Cyperswein sich sehr wohl schmeck-

Dagegen erlitten die Türken bald darauf von der vereinigten spanischen, venetianischen und päpstlichen Flotte eine so große Niederlage, (indem gegen 200 Galeeren genommen, oder in Grund geschossen, 25000 Mann Seeleute und Matrosen getödtet, oder gefangen wurden und außer 300 Kanonen eine außerordentliche Beute den Christen in die Hände fiel). Als die Nachricht von dieser unglücklichen Seeschlacht nach Konstantinopel kam, war im Anfange die Bestürzung darüber grenzenlos. Der Sultan Selim schien selbst zu verzweifeln; drei Tage nahm er keine Speise zu sich. Doch mit der größten

Ken. Da rief der Jude scherzhaft aus: „Hohheit, gehe sparsamer mit diesem köstlichen Getränke um; da es außer Deinem Gebiete wächst, mußt Du es theuer bezahlen. Aber wisse, Du hast, als Besitzer von Aegypten, gegründete Ansprüche auf den Besitz dieser Insel, die sonst von jenem Lande abhängig war und von den Venetianern unrechtmäßig weggenommen wurde. Wie leicht kannst Du Dir dieses schöne Besitztum, das schönste Eiland der Welt, verschaffen.“ Du hast Recht, antwortete der halbtrunkene Sultan und im Rausche wurde die Eroberung dieser Insel beschlossen. Man hat mehr als ein Beispiel, daß einzelne Juden großen Einfluß auf die Entschlüsse der türkischen Sultane erworben und ihn zum Schaden der Christen benutzt haben.

Anstrengung wurden auch sofort Vertheidigungsanstalten in der Hauptstadt getroffen, um diese vor einen von der christlichen Flotte besorgten Angriff sicher zu stellen. Allein letztere, statt vor Konstantinopel zu erscheinen, steuerte nach Italien zurück und die erwarteten Früchte von dem großen Siege blieben aus. Dagegen die Türken zeigten sich im neuen Jahre schon wieder siegreich bei Algier und Tunis, ihre Flotte landete sogar in Sicilien. Einige Jahr darauf unterwarf Selim sich (im Jahre 1575) die Wallachei (ein Land, das bald den Ungarn zinsbar, bald selbstständig, bald von den Türken abhängig gewesen war) aufs neue, starb aber das Jahr darauf.

Der neue Sultan Amurath III. richtete anfangs, mit Persien in einen heftigen Krieg verwickelt, seine Waffen eigentlich nicht gegen Ungarn, obschon um deshalb die, dem Wohlstande des Landes tiefe Wunden schlagenden Grenzbefehdungen und Plünderungen mitten im sogenannten Frieden mit den Türken fort-

dauerten. Da besonders Kroatien und Slavonien fast ununterbrochen den Einfällen und Räubereien dieser unruhigen Grenznachbarn ausgesetzt waren, so hatte der Kaiser Maximilian mit Bewilligung des deutschen Reichs unter der Benennung eines ewigen Generalats (sogenanntes Erbvertheidigungsamt) eine, dem östreichischen Hause verbleibende Markgraffschaft errichtet, um diese Grenzländer von Deutschland besser zu bewachen. Es wurde nun die nach dem Namen des Herzogs Karl so benannte Festung Karlsstadt angelegt und Grenzsoldaten in die umher angelegten Schanzen und Dörfer vertheilt, so daß das Land bloß von einer Militärkolonie bevölkert wurde. Großen Nutzen gewährte in kurzer Frist dieses neue Etablissement für den Schutz der östreichischen Lande. Damals, als es begründet wurde, hörten trotz aller Friedensschlüsse die kleinen Kriege der Grenzfürher, besonders Bosnien und Kroatien, nie auf, und nicht bloß die Türken, auch die Christen glaubten durch den Mord

ihrer Gegner sich für die Ewigkeit ein Verdienst zu erwerben, während sie auch schon durch große Neigung zu kriegerischen Unternehmungen, so wie durch unbändigen Ehrgeiz, Wollust und Raubbesgierde angetrieben, sich jeder darbietenden Gelegenheit zu bedienen suchten, um zu morden, zu plündern, zu schänden und zu verheeren. So überfielen einander beide Theile oft in der Mitte einer Lustbarkeit; wo eine Hochzeit, oder sonst ein Tag der Freude eintrat, war man nicht sicher, plößlich von Räubern angefallen zu werden, und diese säbelten Alles, was sie vorfanden, theils nieder, theils schleppten sie es gefangen mit fort, plünderten die einsamen Häuser und zündeten sie dann an.

Als nun aber der Krieg des Sultans gegen die Perser beendigt war, so fiel die türkische Hauptmacht wieder über Ungarn her, — denn nach der damaligen Politik der türkischen Regierung mußte ununterbrochen gegen Mohammeds Feinde gefochten werden. Allein im Jahre 1593 wurden die Muselmänner, als sie Eisek

in Slavonien angriffen, von den Ungarn geschlagen; 12000 Feinde wurden getödtet, wovon der größere Theil in dem Flusse Rulp ertrank. Im folgenden Jahre eroberten dagegen die Türken die wichtige Festung Raab, worauf eine Waffenruhe auf einige Zeit statt fand. Im Jahre 1595 starb der Sultan Amurath III. Ihm folgte Mohammed III.

Man sieht zwar aus dem eben angeführten Gange der Begebenheiten, daß Ungarn noch immer den Anfällen der Türken, deren Uebermacht vor Augen lag, bloß gegeben war, allein seit dem, daß Regenten aus dem Hause Oestreich den Thron des Königreichs Ungarn bestiegen, wurde doch leicht erkennbar, wie allmählig das Uebergewicht mehr auf die christliche Seite sich zu neigen anfang. Ohnfehlbar wäre Ungarn endlich doch eine türkische Provinz geworden (wie Konstantinopel) sobald es bloß seinen eigenen Mitteln überlassen blieb, (zumal bei der außerordentlichen innern Uneinigkeit der daselbst herrschenden Oligarchen) wodurch

die königliche Macht so sehr gelähmt wurde, wenn nicht durch die, dem östreichischen Hause endlich bewilligte erbliche Thronfolge um so mehr Macht dem ungarischen Reiche zugewachsen wäre, da diesen Fürsten zugleich die Kaiserwürde zufiel, wo nun Deutschland im allgemeinen zu Hilfe gegen die Türken aufgerufen werden konnte. Im Jahre 1595 gelang es dem Kaiser Rudolph, die Fürsten von Siebenbürgen und der Wallachei, die bisher den Türken zinsbar gewesen waren, der Hoheit des ungarischen Reichs einstweilen zu unterwerfen. In demselben Jahre wurde noch die wichtige Feste Gran den Türken wieder abgenommen und diese wurden mehrmals bedeutend geschlagen. Im folgenden Jahre setzte sich der Sultan Mohammed selbst mit einem großen Heere von 200000 Mann in Bewegung. Als er die Feste Erlau durch Verrätherei besetzt hatte, verließen die Ungarn aus Schrecken fast alle benachbarte kleine Festungen. Das vom Erzherzoge Maximilian angeführte Heer war kaum 40000 Mann stark. Aber,

als es den 30000 Mann starken Vortrapp des Feindes geschlagen hatte, zog es muthig der überlegenen türkischen Macht entgegen. So entspann sich unweit Erlau ein wunderbares Treffen. Ein Morast lag zwischen beiden Heeren mitten inne, so daß diese sich einige Zeit betrachteten, ohne etwas zu unternehmen. Da wagte endlich der Anführer des türkischen Heeres Ibrahim Basa mit dem Vordertreffen über den Morast zu gehen. Aber alsbald griffen ihn die Ungarn an und schlugen ihn zurück. Die zurückgetriebenen Türken setzten durch ihr Geschrei das Haupttreffen jenseits des Morastes in Schrecken und veranlaßten eine allgemeine Unordnung, so daß selbst der Sultan davon sprengte, nach Solnok fliehend. Dieß war das Signal zur allgemeinen Flucht. Da drangen, obschon gegen das Verbot des Heerführers, die kaiserlichen Völker in das von den Türken verlassene Lager. Die nur 500 Mann starke Wache des sultanischen Hauptzeltes, welche abgeschnitten war, feuerte das schwere Geschüße in ei-

ner Art von sinnloser Verzweiflung ab, und das Unerwartete dieser Begebenheit erschreckte die plündernden Sieger so sehr, daß sie mit großem Geschrei auseinander liefen. Vergebens bemüheten sich die Anführer, die Flüchtlinge aufzuhalten; sie wurden zum Theil, so wie überhaupt viele der fliehenden Fußgänger, von den Reitern niedgeritten. Da nun auch das Hintertreffen der Türken noch beisammen geblieben war, so benutzte es die wahrgenommene Unordnung der Ungarn, setzte den Flüchtlingen nach und trieb einen großen Theil in das Wasser. Demohnerachtet zog sich diese türkische Arriergarde, da sie einmal in der Meinung stand, daß der Sultan das Treffen verloren hätte, (ohne den erlangten Vortheil zu verfolgen) — und gar nicht ahndend, daß eigentlich die ungarische Armee fast ganz zerstreut und aufgelöst sey — sogleich ganz zurück und folgte dem Gros des Heers. Die geschlagenen Ungarn ließen Lager und Geschütz zurück und flohen theils nach Tokai, theils nach Kaschau. So endigte sich diese

wunderbare Schlacht, wo eigentlich beide Theile geschlagen waren, keiner den Sieg davon trug. Auch die Türken eilten aus unnöthiger Furcht weit zurück. Anfangs hatte das in jener Gegend befindliche Gesindel die verlassenen Lager geplündert, da kam doch eine türkische Streifkolonne endlich zurück, um ihm die Beute wieder abzunehmen. Mohammed ging nach Constantinopel zurück, sein Glückstern war verblichen; Raab, Pesth gingen ihm auch verloren. Er starb schon im Jahre 1604. Nach seinem Tode bestieg sein noch minderjähriger Sohn Achmed den Thron, der unter der Bedingung, daß den Türken Gran und Raab zurückgegeben und der rückständige Tribut ausgezahlt würde, dem Kaiser, als Könige von Ungarn, den Frieden bewilligen wollte. Da nun in jener Zeit schon durch den unklugen Religionseifer der Katholiken der gedrückte evangelische Theil der Bewohner in Siebenbürgen einen Aufstand erregte, so benutzten die Türken jene innerliche Uneinigkeit, eroberten Gran, bis sie endlich sich

willfährig zeigten, mit dem Kaiser Matthias einen 20-jährigen Frieden zu schließen, welcher Frieden indessen mehr als einmal von ihnen gebrochen wurde (indem sie in den Jahren 1619 — 24 Einfälle in Ungarn machten); doch erneuerte der Sultan Amurath IV. den 20-jährigen Frieden im Jahre 1625. Indessen war eine, für Ungarn, Böhmen, Deutschland, überhaupt für einen großen Theil von Europa unglückliche Zeit, der 30-jährige Religionskrieg eingetreten; die Kaiser Ferdinand II. und III. und ihre Parthei hatten nichts Geringeres im Sinne, als die Protestanten in Deutschland wo möglich auszurotten, während diese durch auswärtige Hülfe, besonders von Seiten der Könige von Dänemark und Schweden Religionsfreiheit zu erlangen sich bestrebten. Der Kampf war eben so hartnäckig, als langwierig; mehr als einmal schwebte das östreichische Haus in Gefahr gänzlich unterzuliegen. In Ungarn hatte die gegen Ferdinand empörte evangelische Parthei sich einen neuen Kö-

nig gewählt. Diesen zu unterstützen, streiften mehrmals die Türken ins Land, aber zum Glück für Ferdinand waren sie in einem Kriege mit Persien so geschwächt worden, daß sie in der Hauptsache den Frieden hielten, d. h. nicht mit einer großen Armee einbrachen. Aber in Streifzügen von 100 bis 3000 Mann auf dem Lande zu plündern, Reisende zu berauben und zu ermorden, Schlösser zu überrumpeln, solche Excesse zu verüben, ließen sie, die Türken, immer während und trotz des Waffenstillstandes nicht ab. Doch erneuerte auch der Sultan Ibrahim den Frieden im Jahre 1643 aufs neue 20 Jahre, um seine ganze Macht gegen Venedig zu werfen, wo er in einem langen blutigen Kriege sich zum Herrn der dalmatisch = kroatischen Küste machte. Im Jahre 1648 wurde endlich dem langen Religionskriege durch einen, zu Münster und Osnabrück zwischen dem Kaiser Ferdinand III. und seinen Gegnern abgeschlossenen Frieden ein Ende gemacht. Leicht wären nun die, in Ungarn damals

besonders gedrückten Protestanten, denen durch den Friedensschluß jede andere Hülfe abgeschnitten war, geneigt gewesen, bei den Türken Unterstützung zu suchen, wenn diese nicht immer zu theuer sich die geleistete Hülfe bezahlen zu lassen gewohnt gewesen wären. Indessen trotz des im Jahre 1649 mit den Türken erneuerten Friedens fielen diese doch in den Jahren 1660 — 64 mit einer großen Macht in Siebenbürgen wieder ein, um a"da entstandene Unruhen zu benutzen. Sie nahmen bald das wichtige Großwardein ein. Da trat zuerst der kriegskundige kaiserliche Feldherr Montecuculi gegen die Türken auf, konnte aber anfangs, weil er zu schwach war, nichts ausrichten. Im Jahre 1663 drang auf des Sultans Mohammeds Befehl eine über 225000 Mann starke große türkische und tatarische Armee gegen die Donau vor, wo Montecuculi, da die Ungarn dem deutschen Heerführer zu folgen zögerten, nur 25000 Mann östreichisch = kaiserliche und Reichstruppen den Türken entgegen stellen konnte.

Der Feind eroberte Neuhausel und eine Menge andere Schloßer ergaben sich freiwillig; ein türkisches Korps verwüstete Mähren. Im Jahre 1664 begann die, durch viele Reichstruppen verstärkte kaiserliche Armee einen rühmlicheren Feldzug, doch konnte der kriegserfahrene Montecuculi nicht die Einnahme der wichtigen Feste Seringvar in Steiermark durch die Armee des Großveziers hindern, aber den 1. August schlug er diese aufs Haupt, daß sie über 17000 Mann und das Geschuß verlor und bis Stuhlweißenburg floh, worauf den 11. August ein neuer 20-jähriger Waffenstillstand, obschon nun mit geringern Vortheilen für die Ungarn, abgeschlossen wurde, immer aber behielten sich die Türken gleichsam das Recht vor, die Grenzen von Ungarn während des Friedens durch kleine Streifcorps zu verwüsten, wodurch, da die Ungarn Feindseligkeiten, Mord, Raub, Brand eben so erwiederten, wie sie dadurch litten, viele 1000 Menschen jährlich von beiden Seiten Leben und Eigenthum verloren. Wäh-

rend dieser Zeit führten die Türken einen glücklichen Krieg mit den Venetianern, den wir hier übergehen können.

Das merkwürdigste Ereigniß jener Zeit, welches sehr dazu beitrug, die türkische Macht in Europa in gewissen Schranken zu erhalten, fiel im Jahre 1671 vor, wo der Kaiser Leopold, nachdem er eine Verschwörung des größern Theils der ungarischen Mandaten unterdrückt und die vornehmsten Urheber des Aufruhrs hatte enthaupten lassen, die Souveränität in Ungarn einführte, wobei nun gleichsam zur Strafe des Ungehorsams allen Einwohnern eine Steuer zum Unterhalt eines stehenden Heeres von 30000 in Ungarn auferlegt wurde, und man zugleich eine Verfolgung der Protestanten eintreten ließ, um wo möglich Alles wieder katholisch zu machen. Unter solchen Umständen, wo das Interesse eines großen Theils der ungarischen Nation wesentlich verletzt wurde, konnte es nicht fehlen, daß abermals bedeutende Unruhen in einem Lande ausbrachen, wo gleichsam der Saame der

Zwietracht, wie ein altes Unkraut von jeher so mächtig aufzuwuchern pflegte. Als der Sultan Mohammed diese neuen Reibungen der verschiedenen in diesem Königreiche herrschenden Partheien erfuhr, beschloß er davon Nutzen zu ziehen und baute auf die Uneinigkeit dieser seiner Grenznachbarn neue Eroberungspläne, ja er hielt es jetzt sogar für eine leichte Sache, sich des Landes ganz zu bemächtigen, oder doch durch eine vollständige Ausplünderung desselben sich zu bereichern. Mit Freude vernahmten seine raub- und beutegierigen Heerscharen den ihren eigenen Wünschen so entsprechenden Plan ihres Herrschers, der zugleich dem noch immer bestehenden religiösen Fanatismus entsprach. Die christliche Religion mit Feuer und Schwert zu vertilgen, wo möglich alle europaische Reiche in Provinzen und Sklaven der ottomannischen Pforte zu verwandeln, war bis dahin noch immer die Lieblingsidee aller Muselmänner, die von dem größten Religionshaffe gegen die Christen entflammt sind. So fiel denn

im Jahre 1682 ein ungeheures Heer von Türken in Ungarn ein und drang, da nicht gehörige Kraft des Widerstandes vorhanden war, bis vor Wien, denn die Eroberung dieser Kaiserstadt, nach deren Schätzen dem türkischen Raubgesindel so sehr gelüstete, sollte um jeden Preis durchgesezt werden. Aber das furchtbare Unternehmen scheiterte an der deutschen Tapferkeit; mit Schimpf und Schande floh der geschlagene Feind zurück, Wien und die ganze Christenheit triumphirte und nie wieder konnte sich die ottomannische Pforte so erheben, als bis dahin geschehen war, Furcht und Schrecken bis in die Mitte von Europa und über die ganze Christenheit zu verbreiten. Daher hörten nach dieser Zeit die mit den Türken geführten Kriege der Grenznachbarstaaten auf, das Interesse der Christenheit überhaupt zu berücksichtigen, darauf Beziehung zu haben. Denn, da die Besorgnisse der christlichen Völker seit der Eroberung von Konstantinopel durch die Türken, daß die Bekenner des Mohammedismus das Christenthum un-

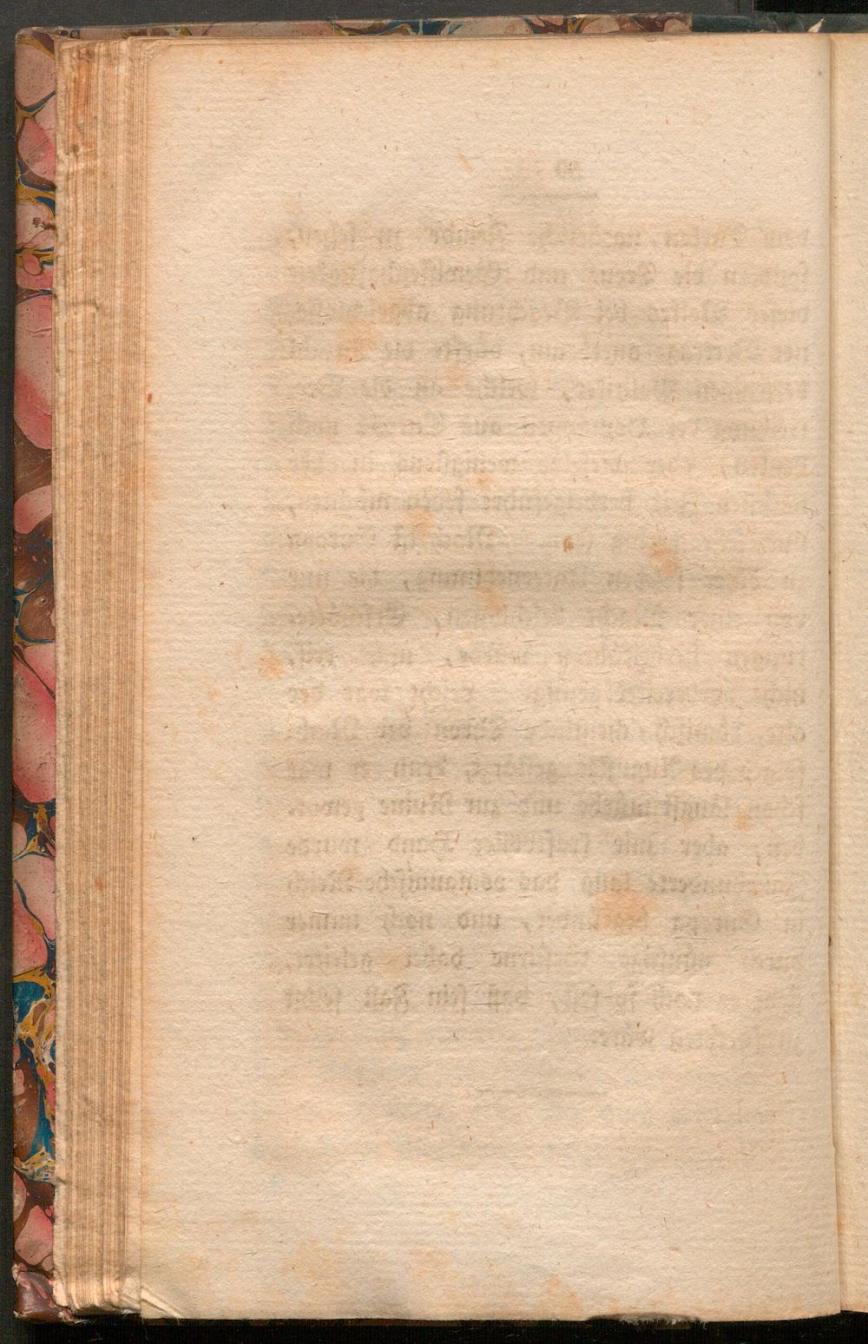
terdrücken möchten, (wie es denn auch offenbar ihre Absicht war) um so mehr sich vermindern und endlich ganz aufhören mußten, je mehr im Fortrücken der Zeit theils mit der Zunahme der, unter den Osmanen auch Eingang findende Civilisation ihr Religionsfanatismus abnahm, während sie sich einigermaßen in die Formen und Verbindungsweisen des europäischen Staatensystems einzugehen gewöhnten, — theils weil bei dem Anwachsen, der den Türken gegen überstehenden östreichischen und russischen Reiche nicht mehr daran zu denken war, daß jene nach Ueberwältigung dieser kolossalen Mächte die Ruhe des übrigen christlichen Europa erschüttern könnten. So nahmen die späteren Kriege der Türken gegen die eben genannten zwei großen Reiche selbst einen humaneren Character an, indem sie so wie die, welche die christlichen Fürsten unter einander selbst führten, nur eine einfach = politische Tendenz hatten, um etwa für begangene Beleidigungen Genugthuung zu erlangen, Han-

bels-Vorthelle, oder Gebietsvergrößerung mit Schwächung des Nachbarn zu gewinnen. So kam es denn auch allmählig, daß die, nicht an die Türkei angrenzenden Staaten, z. B. England, Frankreich, Holland, Schweden, fern davon gegen die Türken feindselig gesinnt zu seyn, vielmehr, aus Besorgniß, daß wenn letztere durch die schnell anwachsende russische und die an sich sehr bedeutende östreichische Macht gänzlich unterdrückt würden, bei den späteren Kriegen der Osmanen mit Rußland und Oestreich fast immer zu Gunsten der ersteren eintraten, damit jene, obwohl meistens besiegt und zum gehörigen Widerstand unfähig, doch nicht aus der Reihe der europäischen Staatenverbindung ausgestoßen werden konnten.

Schöne, herrliche Länder sind in dem, ehemals ganz christlichem Europa dem türkischen Scepter unterworfen geblieben. Griechenlands klassischer Boden verödete allmählig fast zur Wüste unter dem barbarischen Joche dieses eingedrungenen asiatischen Völkerstammes. Neuerlichst aber

glänzt den Nachkommen der alten Athenenser, Spartaner u. s. w. eine neue Morgenröthe. Sie ergriffen, um die Freiheit wieder zu erlangen, freiwillig die Waffen gegen ihre Unterdrücker; fünf Jahre dauerte schon der blutige Kampf, er war aber zu ungleich, die Griechen hätten unterliegen müssen, hätten sich nicht die großen Mächte endlich ins Mittel geschlagen, um den Resten des unglücklichen Volkes, dem gänzliche Ausrottung drohte, wenn auch nicht völlige Freiheit, doch ein Asyl gegen völlige Unterdrückung zu verschaffen. Uebrigens scheint das Interesse des jetzigen europäischen Staatsystems, das auf einem großen Gleichgewichte der großen Mächte beruht, zu verlangen, daß die Türken, als Wittgenossen und Theilnehmer jenes Systems in Europa eine gewisse Macht behalten, die fern davon der Ruhe dieses Welttheils gefährlich zu seyn, vielmehr gegen das übermächtige Rußland eine nützliche Defensivlinie bildet. Seitdem nun aber auch die weise östreichische Regierung aufgehört hat, in

den Türken natürliche Feinde zu sehen, sondern die Treue und Gewissenhaftigkeit dieses Volkes bei Beachtung abgeschlossener Verträge anerkannt, dürfte die Anzahl derjenigen Politiker, welche an die Vertreibung der Osmanen aus Europa noch denken, oder dieselbe wenigstens in der nächsten Zeit herbeigeführt sehen möchten, nur sehr gering seyn. Noch ist Europa zu einer solchen Unternehmung, die nur von einer Macht beschlossen, Erschütterungen herbeiführen würde, nicht reif, nicht vorbereitet genug. Leicht war der alte, römisch-christliche Thron der Nachfolger des Augustes gestürzt, denn er war schon längst mürbe und zur Ruine geworden, aber mit kraftvoller Hand wurde Jahrhunderte lang das osmannische Reich in Europa begründet, und noch immer durch günstige Gestirne dabei geleitet, steht es noch so fest, daß sein Fall selbst zu fürchten wäre.



II.

Die Eroberung von Cypren

durch die Türken

und die merkwürdige Seeschlacht bei Lepanto

im Jahre 1571.

Die Geschichte von ...
...
...
...
...

Im Jahre 1566 war der tapfere und kriegerische Sultan Solymann mitten in einem Kriege mit Ungarn, als die Türken unter seiner Anführung die den äußersten Widerstand leistende Festung Sigerth belagerten, gestorben, ehe die erst am dritten Tage nach seinem Tode erfolgende Uebergabe der Stadt statt fand. Selim, der neue Sultan, war ganz das Gegentheil seines Vaters. Mehr dem Vergnügen und den sinnlichen Lüsten (dem Trunke und der Wollust) ergeben, als geneigt, wie sein Vater, den kriegerischen Sinn seines Volks zu großen Unternehmungen zu benutzen und sich selbst nach der Weise seiner Vorfahren an die Spitze der Janitscharen zu stellen, wünschte er nur leicht zu erringende Triumphe und irgend

einen Schlag auszuführen, durch welchen er, ohne große Anstrengung, reiche Beute davon trüge. Daher war er sogleich, als er die Regierung angetreten hatte, darauf bedacht, den, von Solymann begonnenen blutigen und hartnäckigen Krieg in Ungarn, wo er an dem Kaiser Maximilian einen entschlossenen Gegner mit einer zahlreichen Armee gegen sich hatte, zu beendigen und die, ihm von jenem selbst gemachten Friedensvorschläge waren ihm daher um so willkommener. Es kam daher sogleich ein achtjähriger Waffenstillstand mit Ungarn zu Stande.

Der Sultan Selim hatte nämlich die Augen nach Venedig gerichtet. Stolz auf die ungeheure türkische Landmacht, zu welcher auch seit den Zeiten des berühmten Barbarossa eine, den italienischen Staaten furchtbar gewordene ansehnliche Marine gekommen war, glaubte er mit leichter Mühe den Venetianern das schöne Königreich Cypern, nach dessen Besitz ihm so sehr gelüstete — denn es war damals ein, durch den Wohlstand seiner

zahlreichen Bevölkerung sehr berühmtes und reiches Land — wegnehmen zu können. Darum beendigte er so rasch den ihm beschwerlichen Landkrieg mit Ungarn, um durch eine, ihm mehr Beute versprechende Expedition zur See gegen die Republik Venedig (die er leicht zu überwinden hoffte, zumal da sie bei der Uneinigkeit der christlichen Regierungen wenig unterstützt werden würde) zugleich den vorherrschenden Triebfedern seines Geistes einer unbegrenzten Habsucht und Eitelkeit Gnüge zu leisten. Er hatte nämlich gleich bei dem Antritte seiner Regierung den Entschluß gefaßt, nach den Beispielen einiger seiner Vorfahren in Adrianopel ein großes Hospital mit einer Moschee und Schule zum Unterrichte der Jugend in der mohammedanischen Religion anzulegen. Eine solche Anstalt (eine Art Collegium) hatte den Namen Almoratum; neben derselben wurden mehrere Gebäude, theils zur Wohnung für die Priester und Doctoren, theils auch für Fremde angelegt, die, von welcher Religion sie auch wären,

hier beherbergt, ja sogar drei Tage lang umsonst unterhalten und verpflegt werden sollten. Als Selim zur Regierung kam, waren schon drei solcher Hospitäler vorhanden, 1) das, von dem Sultan Mohammed II. nach der Eroberung von Konstantinopel (zum Andenken an diese Begebenheit) erbaute Hospital; 2) das von Mohammeds Sohne, dem Sultan Bajazet; und 3) das von Solymann, dem Vater des Selim, gegründete Almoratum. Nun hatte aber Mohammed seinen Nachfolgern, die gleich ihm solche Hospitäler anlegen wollten, das heilige Gesetz auferlegt, daß diese Anstalten nur aus der Beute, die den Feinden abgenommen würde, angelegt und aus dem ihnen anzuweisenden Einkommen der, von jedem Sultan eroberten Städte und Länder, unterhalten werden sollten, so daß sie nie mit anderen Gütern dotirt werden dürften. So wurden, als Solymann starb, dem von ihm begründeten Hospitale die jährlichen Renten zugetheilt, die aus der eroberten Festung und Grafschaft Sigeth einkamen. Sehr prächtig

war die, vom Sultan Solymann bei dem Hospitale angelegte Moschee, *) und mit prächtigen Kunstwerken verziert. Da trieb nun den schwachen Sultan Selim die Eitelkeit und der Hochmuth an, ein noch prächtigeres Hospital zu gründen, das die, bis jetzt vorhandenen, überglänzen und seinem Namen ein bleibendes Gedächtniß gewähren sollte. Eben war der Grund dazu gelegt, als ein Priester (Prophet in türkischer Sprache) den Sultan erinnerte, daß er, ehe der beabsichtigte Bau vollendet würde, den Grundgesetzen gemäß, eine Kriegs-Unternehmung ausführen möchte, durch welche das türkische Reich vergrößert würde, um das neue Hospital durch die erworbene Beute zu dotiren. „Darum rathe ich Dir, großer Sultan, fuhr er fort, sofort an die Eroberung eines bequem gelegenen reichen Landes (der Insel Cypren) zu denken, dessen Einkünfte die große Ausgabe reichlich zu decken vermögen.“ Noch mehr reizte den Sultan die ihm von ei-

*) So hatte die von Solymann erbaute Moschee einen Vier-Glockenthurm, über die von Selim gebaute wurde ein Sechs-Glockenthurm aufgebaut.

nigen Günstlingen gemachte Vorstellung, daß jene Insel, so lange sie den Venetianern gehöre, dem türkischen Handel nach Syrien und Aegypten hinderlich sey, (indem in den Häfen derselben die christlichen Seeräuber Zuflucht fänden, welche die, nach Mekka wallfahrenden Pilgrimme so häufig beunruhigten) zu dem Plan, sich der Insel zu bemächtigen, auf. Auch trug ein, aus Brüssel vertriebener getaufter Jude, Namens Mirrez, der die Gunst des Sultans erlangt hatte, durch seine den Neigungen desselben zusagenden Einflüsterungen, sehr dazu bei, ihn zu dieser Unternehmung anzufeuern. Da kam nun auf einmal nach Konstantinopel die Nachricht, daß den 13. September d. Jahres (1569) das große Zeughaus mit allen Kriegsvorräthen in Venedig abgebrannt und das ganze, dieser Republik gehörige Gebiet wegen enormer Theurung in große Bedrängniß versetzt worden sey. Auf diese Kunde wurden alle mit diesem Staate abgeschlossenen Verträge für nichts geachtet und der Krieg gegen denselben beschloß-

sen. Vergeblich waren die Abmahnungen des rechtlich gesinnten und trotz seiner erprobten Tapferkeit und Kriegserfahrenheit friedliebenden Großveziers Mohammed, der seinen Herrn von dieser ungerechten Unternehmung abzuhalten suchte. *) Der letz-

*) Die Geschichte hat uns jene schöne Rede wenigstens im Auszuge aufbewahrt, in welcher der Großvezier im Divan die Expedition gegen Cypern, als einer ungerechten Unternehmung widerrieth. „Wenn, rief der rechtlich gesinnte Mann aus, das Königreich Cypern in einem rechtmäßigen Kriege den türkischen Waffen zugefallen wäre, so wäre es für eine vortheilhafte Acquisition für uns zu achten, aber, da der große Sultan Solymann mit Venedig ein Freundschaftsbündniß abgeschlossen hatte, und Sw. Kaiserliche Hoheit selbst nach der Thronbesteigung dieses freundschaftliche Verhältniß beizubehalten und fortzusetzen gelobet haben, so muß ich, als Freund der Wahrheit und auch schon um deshalb, weil Sw. Kaiserl. Hoheit Herr Vater mir ernstlich befohlen hatte, immer auch nach seinem Tode an der Erhaltung des Friedens mit Venedig fortzuarbeiten, gegen den Plan, dieser Republik den Krieg zu erklären, so viel an mir liegt, stimmen. Aber meinen Einige in dieser Versammlung, die Gelegenheit und die Aussicht, Venedig zu demüthigen, ist ja so günstig, die Vernichtung des Arsenal, die Theurung und Noth in Venedig lassen uns nur einen schwachen Widerstand dieses Landes hoffen. Aber nein, das sey fern von den Ottomannen, die mächtig genug sind, in gerechter Fehde auch die mächtigsten Völker zu überwinden, daß wir ein, durch innerliche Verlegenheit bedrängtes Land um deshalb ungerechter Weise angreifen, weil wir glaubten, es sey zu schwach, Widerstand zu leisten.“

tere eilte die vortheilhafte Gelegenheit, eine schöne Eroberung zu machen, zu benutzen, und rüstete sich zum Kriege gegen diese Republik. Auf Befehl des Sultans brachte der sehr kriegserfahrene Großoffizier Mohammed in Kurzem ein wohl gerüstetes schönes Heer zusammen, indem er besonders an gelegenen Orten im Archipelagus die für den beschlossenen Kampf gegen Venedig erforderlichen Kriegsbedürfnisse in Menge anhäuften.

Kaum war nach Venedig die Nachricht von dieser türkischen Kriegsrüstung angelangt, so hielt die Regierung, (ob sie schon keinen Anlaß zur Unzufriedenheit dem Sultan gegeben hatte, auch noch nicht bestimmt wußte, gegen wen letzterer seine Waffen zu richten gedente) weil unverbürgten Gerichten nach die Türken einen Angriff auf die Insel Cyprus im Schilde führten, es für nöthig, sich in Vertheidigungszustand zu setzen und besonders die Kriegsgaleeren, wovon 31 ohnweit der Hauptstadt standen, zusammen zu halten. Den 13. Januar 1570 aber ließ der

Sultan zwei venetianische Schiffe anhalten und gab dadurch gleichsam das Signal zum Ausbruche der Feindseligkeiten. Die Venetianer schickten nun Abgesandte an den Papst Pius V., an Philipp, König von Spanien, und an andere katholische Fürsten und baten um schleunige Hülfe. Aber schon den 11. Februar sandte der Sultan Selim einen Botschafter nach Venedig, der mit den drohendsten Aeußerungen, wenn nicht sofort die Forderung befriedigt würde, die Abtretung der Insel Cypren von der Republik an die Türken verlangte. Diesem trozigen Ansinnen des Sultans antwortete die venetianische Regierung, wie es die Ehre verlangte, daß man lieber mit Ehren unterzugehen, als solchem ungerechten Begehren nachzukommen bereit sey.

So kam denn nun den 13. April die venetianische Flotte, 42 Galeeren *) stark, zu Zara an, während auch die bei der Insel Kandia befindlichen Schiffe

*) Galeeren, Galeen, sind flache Fahrzeuge mit zwei niederzulegenden Masten und 5 — 6 Ruderbänken, auch vorn mit 5 Kanonen.

ausgerüstet wurden, um die Verbindung mit Cypern zu unterhalten. Aber der türkische Großadmiral war schon den 17. April mit 80 Galeeren und 30 kleineren Schiffen von Konstantinopel abgesehelt und verwüstete einige kleine Inseln, besonders Tina; eine andere Abtheilung der türkischen Flotte unter Ali ging den 15. Mai unter Segel.

Während dem blieb die, von den Venetianern erwartete fremde Hülfe nicht aus. Da Neapel (so wie Sicilien und Sardinien) damals dem Könige Philipp von Spanien gehörte, so ließ dieser in allen Provinzen seines Reichs Kriegsvölker zu Gunsten der Republik aufbieten; der Papst schickte 12 Galeeren und viele Städte, Bischöfe und edle Ritter sendeten für die damalige Zeit ansehnliche Summen nach Venedig, als Hülfs Gelder zu diesem großen Krieg, während Andere auf ihre Kosten Truppen ausrüsteten. *) Von

*) Die Patriarchen von Grima, Barbara, Venedig, so wie die Bischöfe von Cividal, Valeria, Vicents zu Loricell, von Pisa, der Abt von Sulien schickten jeder 1000 Dukaten, der Erzbis

Benedig selbst segelten noch im Monate Mai 22 andere ausgerüstete Galeeren nebst zwei Lastschiffen ab.

Mittlerweile hatten sich die verschiedenen Abtheilungen der großen türkischen Flotte bei der Insel Rhodus am 1. Juni vereinigt, von wo sie nach wenig Tagen nach Operras in Natolien, ohnweit Cypern, abging, um allda die, zur Eroberung dieser Insel versammelte Armee aufzunehmen. Die venetianischen Kriegsschiffe aber unter Zaneus näherten sich in diesen Tagen den Gewässern von Korfu, während die Schiffsabtheilung, die bei Kandia gelegen hatte, 21 Galeren stark, (nachdem der Anführer derselben Quirinus ein, den christlichen Flotten durch

schuf von Cypern 2000 Dukaten, mehrere Nobili 500 bis 2000 Dukaten. Die Stadt Bergamo 10000, die Stadt Vicents 12000, Padua 900 Dukaten. Die Stadt Verona bezahlte auf sechs Monate für 500 Kriegersleute, Treviso auch für 500 Mann und gab außerdem monatlich 1200 Dukaten, die Stadt Brescia auf sechs Monate Sold für 1000 Mann, aber viele Adliche stellten viele Manschaften, z. B. der Adel von Padua allein 400; mehr wie 58000 Mann, theils Fußvolk, theils Kelter wurden auf Kosten des hohen Adels von Benedig ausgerüstet.

seine Lage gefährliches Schloß auf dem Vorgebirge Maina zunächst, am peloponnesischen Hafen Draglia zerstört hatte) eben daselbst anlangend sich mit der großen Flotte vereinigte, bei welcher bis Ausgang Juli alle zu Venedig noch später ausgerüstete Schiffe eintrafen, so daß gegen 200 Galeeren, ohne sehr viele andere kleinere Schiffe beisammen waren.

Den 1. Juli schickte sich nun der türkische Oberadmiral Piali, der 160 Galeeren außer 200 kleineren Schiffen mit sich führte, nachdem er bei einem vierwöchentlichen Aufenthalte zu Derras Landungstruppen aufgenommen und gegen Cyprus gesegelt war, an, die Landung auf jener Insel vorzunehmen, die dann auch bei Limiso und Salinen leicht bewerkstelliget wurde; denn nur schwacher Widerstand fand dagegen statt. Denn, da die Insel groß und den bedeutenden Umfang von 170 deutschen Meilen hat und es den Cypriern an gehöriger Menge von Reiterei fehlte, während die Hauptstadt Nikosia bei 30 Meilen von Salinen ent-

fernt liegt, so konnten es jene nicht wagen, aus Besorgniß von Nikosia abgeschnitten zu werden, die Landung zu verhindern. Ehe aber der türkische Oberbefehlshaber von Salinen, wo er sich stark verschanzte, weiter aufbrach, schickte er den größern Theil der Flotte zurück, um die anderen Abtheilungen des Heeres abzuholen, da er nicht eher, bis er seine ganze Armee vereinigt hätte, die Operation fortzusetzen gedachte.

Die venetianische Flotte unter Zaneus wendete sich auf die erhaltene Nachricht, daß die Türken in Cypem gelandet wären, den 23. Juli von Korfu weg nach Kandia, da diese Insel für ihren Plan, Cypem zu entsetzen, weit besser gelegen war, und der Anführer war sehr bedacht, da seine militärischen Mittel bis jetzt noch sehr mangelhaft waren, Verstärkungen von Truppen und Kriegsbedürfnissen aller Art sich zu verschaffen.

Den 25. Juli rückte nun Mustafa, der Anführer der türkischen Landungsarmee in Cypem, nachdem die an-

deren Truppen nachgekommen waren, mit etwa 14000 Mann regulärer Mannschaft und einer noch größeren Anzahl Freiwilliger gegen Nikosia vor und schlug bei der Stadt ein Lager auf. Die Stadt hatte außer vielen streitbaren Einwohnern eine Besatzung von 2300 Mann; die ersten Anführer waren Nicolaus Dandalus, der Königl. Amtsverwalter in Cypem und der Graf von Karpaszo, sein Kollateral-der Herzog von Palazzo u. A. Indessen war bis zum 2. August die venetianische Flotte durch viele Schiffe, die von den verschiedenen Inseln her abgehend sich mit der Hauptmacht vereinigt, auch zahlreiche Truppenhauffen mitgebracht hatten, ansehnlich verstärkt worden und zog nach den kandiotischen Hasen Suda.

Die Türken aber singen an Bollwerke um die Stadt Nikosia herum anzulegen, wo sie viele Tage lang dieselbe, ohne jedoch dadurch wesentlichen Schaden anzurichten, mit 60 großen Stücken beschossen. Als die Feinde aber bemerkten, daß die Büchseneschüsse so geringen Erfolg

hätten, so rückten sie näher zur Stadt, indem sie tiefe Gräben gruben und den Schutt gegen die Stadt stürzten. Eine große Menge Hackenschützen fanden hier Schutz, welche den Vertheidigern der Stadtmauern verderblich wurden. Eben so umgab der Feind seine anderen Bollwerke mit großen und tiefen Gräben, wo ihr großes Geschütz vor den Angriffen der Belagerten gesichert war. Endlich führten die Belagerer einige Gräben in die Länge, damit bis in die Stadtgräben kommend, und warfen das ausgegrabene Erdreich auf die Seite, bis sie zu den Stadtgräben gedrungen waren, worauf wieder andere Querschützen aufgeworfen und Alles verwahrt wurde, daß sie die Ecken der Stadtbasteyen zu brechen sich anschickten. Unter solchen Umständen glaubten die Anführer der Stadt einen Ausfall wagen zu müssen, um den Feind zurück zu drängen. Den 15. August in der Mittagsstunde, wo die Türken der Hitze wegen zu ruhen pflegten, fielen etwa 1000 Mann Fußvolk unter der Anführung des

Kapitans Piovenus aus der Stadt und schnell wurden zwei Blockhäuser, weil die erschrockenen Türken die Flucht ergriffen, weggenommen, als aber ihre Kavallerie den Kantischaren zu Hülfe kam, mußten die Venetianer mit Verlust von 100 Mann und einigen Anführern, die von den Türken gefangen genommen worden, obschon nicht ohne ansehnliche Beute von Geschütz und Säbeln mitzunehmen, in die Stadt zurück flüchten. Nachher wurde nie wieder ein Ausfall aus Nikosia versucht, weil die Belagerten sich von dem unvermeidlichen Verluste überzeugten, den die an sich schon schwache Besatzung wegen der Uebermacht des Feindes dabei erleiden mußte. Die Belagerten hielten es daher nun für nöthig, die vier Basteyen zuzuschließen und zu verwahren. Nun versuchten es die Feinde, die Basteyen mit Leitern zu ersteigen und wohl an alle zugleich Sturm zu laufen; sie wurden aber mit großem Verluste von beiden Seiten immer wieder zurückgetrieben. Doch wuchs die Gefahr, daß die Stadt

den Türken in die Hände fallen müsse, mit jedem Tag. Vergebens hofften die Belagerten auf Hülfe von der Stadt Samagusta, oder von den Gebirgsvölkern der Insel; die an jene abgesandten Boten wurden vom Feinde aufgefangen und Samagusta fürchtete für sich selbst zu sehr, als daß sie durch Absendung von Hülfsvölkern nach Nikosia selbst in Gefahr käme, von den Türken genommen zu werden.

Während dem fand den 1. September eine Vereinigung der den Venetianern zu Hülfe geschickten spanischen und päpstlichen Schiffsabtheilungen statt, die erstere 50 Galeeren stark, leitete der Admiral Joh. Andr. Doria, die päpstliche der Admiral Columna. Bei solcher ansehnlichen Macht faßten die Allirten den Entschluß, dem Feinde eine Schlacht zu liefern; indem, wenn die Türken geschlagen würden, Cypren gerettet wäre. Eben in diesen Tagen hatte aber der Pascha Mustapha, der Anführer des Belagerungsheeres von Nikosia, den Großadmiral Piali beauftragt, da seine Truppen durch den Widerstand

der Belagerten so großen Abgang erlitten hatten, von der Flotte gegen 20000 Mann unter Anführung des Ali ans Land zu setzen, den 8. September vor Nikosia eintrafen. Nach Ankunft dieser Verstärkung fand schon den 9. früh ein Generalsturm auf alle vier Basteyen statt. Groß war der Widerstand der tapferen Vertheidiger der Stadt, aber die Uebermacht des Feindes war durch die eingetroffene Verstärkung zu groß, so daß der Feind endlich den Vortheil, die eine Bastey Podocattaro einzunehmen, erlangte, wobei viele tapfere Vertheidiger fielen. Zwar stürzten endlich Andere unter Anführung des tapferen Grafen von Karpaszo zu der genommenen Bastey und drängten anfangs die Türken zurück, aber ihrer waren zu Viele, sie erneuerten den Angriff und behaupteten endlich die Stelle, nachdem alle Vertheidiger gefallen waren. Der Feind drang hier in die Stadt und, indem er nun von diesem Punkte aus die heldenmüthigen Vertheidiger der übrigen Basteyen plötzlich im Rücken nahm, mußte

ren alle jene Helden, so theuer sie auch ihr Leben verkaufte, den feindlichen Schwertern unterliegen. Was sich in der Stadt wehrte, wurde niedergehauen; manche, die sich endlich ergaben, führte man auf Befehl des Mustapha, der denen die sich ergaben, das Leben schenkte, gefangen weg, aber nur 25 bis 30 Edelleute und auch nur wenige vom gemeinen Volke zogen der Ehre die Schande vor, als Gefangene des grausamen Tyrannen fortzuleben. Einige Wenige hatten sich im Gewühle durch die Flucht gerettet. Uebrigens aber dauerte das Morden und Rauben bis zur sechsten Stunde des Tages fort, worauf, als die Stadt ganz von dem Feinde ausgeplündert, Ali mit seinen Kriegsvölkern wieder von Mustaphas Armee abzog und seine Leute auf die Schiffe zurück brachte. Die türkische Flotte segelte darauf bis drei Viertel deutsche Meilen von Samagusta wo sie postirt wurde, weiter. Auch Mustapha, nachdem er in dem erobereten Mikosia 4000 Mann Fußvolk und 1000 Reiter zurückgelassen hatte,

rückte nun vor Kamagusta, welche Stadt er sogleich zur Uebergabe aufforderte. Aber ob er gleich den Einwohnern die in Nikosia gemachten Gefangenen vorzeigte (auch, um mehr Schrecken zu erregen, die Häupter vieler Erschlagenen auf die Spieße aufstecken ließ), so wurde doch die Aufforderung zur Uebergabe von Bragadinus, dem tapferen Kommandanten der Besatzung der Stadt, die weit zahlreicher, als die von Nikosia einen muthigen Widerstand zu leisten sich entschlossen hatte, abgeschlagen. Indessen hatten die drei christlichen Admirale leider zu sehr gezdögert, die verabredete Seeschlacht, ehe Nikosia verloren ging, dem Feinde zu liefern. Diese Nachlässigkeit war bei der Stärke der vereinigten großen Flotte in der That unverzeihlich. Als sie, den 8. September von Kandia absegelt, den 11. bei Sitia anlangte, wurde der Bestand der auf den Schiffen befindlichen Truppen gemustert; es fanden sich auf den venetianischen Schiffen 8600, auf den spanischen 3500, auf den päpstlichen Schiffen 1100 Sol-

daten, außer 600 freiwilligen Edelknechten und den 1600, von den Städten Verona, Brescia und Salona ausgerüsteten und 1600 aus den Schloßern gezogenen Kriegsmännern; der Totalbestand der Armee war also über 17000 Mann. Den 17. September brachen die christlichen Admirale, nachdem sie ihre Flotten mit jedem Bedarfe hinlänglich versehen, von Sitia auf; die Avantgarde bildeten 12 Schiffe unter dem Oberbefehle des Quirinus, darauf folgten 12 päpstliche Schiffe unter dem Admiral Columna, darauf 45 Kön. spanische Kriegsschiffe unter dem Admiral Joh. Andr. Doria, Prinzen zu Melfi; ihr folgte die venetianische Flotte; der oberste Admiral Zaneus stand an der Spitze von 31 Galeeren, und so folgten noch unter verschiedenen Anführern gegen 100 Galeeren, außer 15 Lastschiffen.

So wie die Anführer der türkischen Flotte bei Cyprus, als sie den 22. September die Nachricht erhielten, daß eine so große christliche Macht im Anzuge sey, über den zu fassenden Entschluß sich nicht

vereinigen konnten (indem Viali wegen der feindlichen Uebermacht eine Schlacht vermieden wissen wollte, während Mustapha und Ali meinten, daß eine solche Schlacht nicht nur nicht zu vermeiden, sondern vielmehr sie zu liefern dringend erforderlich sey) so erschraaken die christlichen Admirale weit mehr, als ihnen zu derselbigen Zeit die Kunde zukam, daß Nikosia von den Türken erobert sey. In voller Bestürzung eilte die kombinierte Flotte gegen West in den Hafen Bascum zurück, (der gegen 200 italienische Meilen von Cyprus entfernt ist) um über die zu ergreifenden Maaßregeln zu berathschlagen. Bei diesen Berathungen zeigte sich aber statt muthiger Entschlossenheit und eines allgemeinen Eifers für die gute Sache nur Zaghastigkeit und Feigheit, so daß endlich, um dem Feinde auszuweichen, so wie aus angeblicher Besorgniß bevorstehender Seestürme von den Allirten der Entschluß gefaßt wurde, statt mit der ganzen Macht nach Cypem zu segeln, nach dem Hafen Piganum (zwischen Rho-

bus und Skarpante sich zurück zu wenden. Hier trennte sich dann die spanische Flotte von der venetianischen unter dem Vorwande, daß wegen vorgerückter Jahreszeit keine weitere Unternehmung für dieses Jahr thunlich sey. So hatte die Vereinigung dieser Flotten, auf die das bedrängte Cypem so große Hoffnungen gebaut hatte, nur kurze Zeit gedauert und nichts hatten die Allirten versucht, um Cypem zu retten! — Nach Abgang der spanischen überfiel die venetianisch-päpstliche Flotte ein solcher Sturm, daß mehrere Galeeren untergingen und die Flotte überhaupt nach Kandia zurückgehen mußte. Unglaublich erscheint die Unthätigkeit der ansehnlichen christlichen Seemacht, die bei den zahlreichen Landtruppen, die die Flotte mit sich führte, durch einen einzigen kühnen Angriff die schwächere türkische Flotte vernichteten und Cypem retten konnte. Selbst die Türken erstaunten und frohlockten zugleich über die Trägheit und Ungeschicklichkeit der christlichen Admirale. Unter diesen Umständen faßte der Feind den Ent-

schluß, seine Flotte, als ihm zu der Eroberung der Insel entbehrlich, zurück zu schicken. Man brachte demnach alle in Nikosia gemachte Gefangene und Beute in die Schiffe, die den 6. October absegelten, um entweder in dem Archipelagus zu kreuzen, oder nach Konstantinopel zurückzugehen. Bei der Abfahrt der türkischen Flotte fand aber eine furchtbare Begebenheit statt. Auf einer großen Galeere, auf welcher viele vornehme Gefangene (besonders adeliche Frauen) und andere erbeutete Kostbarkeiten zum Geschenk für den Sultan Selim gebracht worden waren, fand sich auch ein ziemlicher Vorrath von Pulver. Da zündete eine vornehme edle Frau, die den Tod der Schande vorzuziehen Muth genug hatte, mit großer Kühnheit das Pulver an und so flogen drei Schiffe in die Luft und mit ihnen gingen, bis auf drei, alle Personen zu Grunde.

Der türkische Admiral hatte indessen, nicht wenig darüber verwundert, daß die christliche Flotte bei ihrer Uebermacht

nichts von sich hören ließ, kaum in Erfahrung gebracht, daß die spanische Schiffsabtheilung sich von den übrigen getrennt hätte, als er den kühnen Entschluß faßte, nach Kandia, Rhodus u. s. w. zu segelnd, selbst die, nun schwächere venetianisch-päpstliche Flotte aufzusuchen und zu überfallen. Eben näherten sich der bei Suda stationirten kombinirten christlichen Flotte eine aus fünf Galeeren bestehende Flottille, welche die Johanniterritter zu Malta der Republik Venedig zu Hülfe schickten, als sie von acht türkischen Schiffen überfallen und mit Verlust von zwei Schiffen in schlechtem Zustande zurückgetrieben wurde. Kurz darauf überfielen einige andere türkische Schiffe den zum Refugiosiren mit einer Galeere ausgesickten Kapitän Priaul und vernichteten jene, nach einem sehr hartnäckigen Widerstand. Die kombinirte Flotte zog sich indessen von Suda anfangs in den weit gelegeneren und sicherern Hafen Canea in Kandia, als aber hier die Nachricht eintraf, daß der größere Theil der feindlichen

Flotte unvermuthet die Gewässer von Kandia wieder verlassen hätte, und über den Archipelagus gegen Konstantinopel gezogen wäre, verließ auch der christliche Admiral den Hafen von Canea wieder, um die Insel Kandia nicht zu sehr zu belästigen und segelte nach Korsu zurück. Doch ließ er eine Anzahl Galeeren unter Anführung des Quirinus in den Gewässern von Kandia zurück, um Samagusta zu Hülfe zu seyn. Nun trennte sich aber auch die päpstliche Flotte von der venetianischen und zog gegen Kattaro, wurde aber von einem Sturme furchtbar mitgenommen.

Endlich fand denn nun die leider zu lange aufgeschobene Unternehmung, das bedrängte Samagusta zu retten, statt; Quirinus vereinigte den 16. Januar 12 Galeeren mit mehreren Lastschiffen und stieß gegen Cypem, wo er den 26. Januar glücklich ankam. Die die Vorhut machenden Schiffe fuhren noch in derselben Nacht zu Dromo bei Samagusta ein. Sieben bei dieser Feste stationirte türkische Galeeren

versuchte Quirin vergeblich in ein Gefecht zu bringen, doch schoß er drei in Grund. Aber die Einwohner von Samagusta waren über die Hülfe, die sie an Mannschaft und Kriegsbedarf erhielten, sehr erfreut. Nachdem die Lastschiffe ausgeschifft, einige türkische Proviantschiffe vernichtet, auch mehrere Belagerungswerke des Feindes zerstört worden waren, zog sich Quirinus in der siebenten Woche seit seiner Ankunft in Cypem wieder von dieser Insel zurück, indem er die über diesen Rückzug wenig erbauten Einwohner von Samagusta auf eine baldige vollkommene Unterstützung vertröstete.

Während des Winters machten aber die Türken zu der im nächsten Sommer zu bewerkstelligenden gänzlichen Eroberung von Cypem große Kriegszurüstungen. Sehr aufgebracht darüber, daß die in der Gegend von Cypem zur Beobachtung der christlichen Flotte angewiesenen Kapitans es nicht verhindert hatten, daß Samagust Hülfe erhalten, ließ er sie hinrichten und Ali erhielt den Befehl, eine

ansehnliche Macht, die bis auf 80 Galeeren anwuchs, bei der Insel Cypern zu vereinigen. Der Oberadmiral Piali aber, obwohl des Sultans Eidam, verlor seinen Posten, weil er nach der Meinung seines Herrns die günstige Gelegenheit, die christliche Flotte anzugreifen, übersehen hatte. Der an Pialis Stelle getretene Portav verließ mit der übrigen größeren Flotte Konstantinopel, indem er nach Negropont sich wendete.

Durch die, ihm durch Alis Flotte *) zugeführten zahlreichen Verstärkungen von Truppen (da auch durch den Ruf von den in Samagusta angehäuften Reichthümern angelockt eine große Menge von Freiwilligen aus allen türkischen Ländern nach Cypern eilte) sah Mustapha eine so bedeutende Kriegsmacht um sich vereinigt, daß er den 15. Mai mit 15 Stücken großes Geschütz nahe gegen Samagusta sein Heer anrücken und dann 10 Tage

*) Der größere Theil dieser Flotte verließ, nachdem die Ausschiffung statt gefunden hatte, Cypern wieder.

lang schanzen ließ, indem 40000 Mann bei der Arbeit beschäftigt, zugleich die Belagerten hinderten, dieselbe zu stören. Letztere trafen dagegen alle mögliche Vertheidigungsanstalten, indem sie die Contrescarpe zu sichern suchten; neue Gräben und Querschützen, auch nach der Länge für die Schützen, so weit die Mauern beschossen werden konnten, — (sogenannte Brustwehren) wurden mit möglichstem Eifer angeordnet und aufgeführt. Der Kommandant Andreas Bragadino ordnete auch mehrere Ausfälle an, wodurch dem Feinde immer vieler Abbruch geschah, bis endlich ein solcher Ausfall mit einem empfindlichen Verluste für die Belagerten endigte, wo man dann davon abstand. Den 19. Mai, als die Türken ihre Schanzen und Blochhäuser vollendet hatten, daß sie damit dem höchsten Walle gleich, und in die Stadt sehen konnten, schossen sie aus zehn Schanzen mit 74 großen Stücken, unter welchen vier gewaltige Basilisken waren, weniger gegen die Mauern, als in die Stadt selbst, so daß die Vertheidiger

ihre Wohnung hinter den Mauern suchten. Letztere richteten darauf zehn Tage lang ihr Geschütz so geschickt auf das feindliche, daß sie in dieselben ihre Kugeln schossen, auch ihre besten Stücke zersprengten, und eine große Niederlage unter der Mannschaft anrichteten, indem auch die Feinde nicht mehr hinter den Schanzen und Blockhäusern sicher sich wähnten. Allein, da der Vorrath von Pulver sichtlich abnahm, so befahl der Kommandant, daß aus jedem der 30 Stücke, die in der Festung sich befanden, täglich nur 30 Schüsse geschehen sollten. Indessen gelang es dem Feinde, obschon nur mit großem Blutvergießen, die Contrescarpe und endlich den Graben der Stadt dermaßen einzunehmen, daß die Belagerer ihnen keinen Schaden zufügen konnten (außer etwa von oben her.) Nun trachteten sie die verschiedenen Basteyen zu untergraben. Die Belagerten, die diese Arbeiten sonst nicht hindern konnten, warfen hinter ihre Wehren Feuer, die auf das Reißholz und die wollenen Säcke niederfallend große Ver-

wüßungen anrichteten. Auch wurden Genggraben, obschon ohne Erfolg, angelegt, da es, eine einzige Stelle ausgenommen, nicht gelingen wollte, mit den eigenen auf des Feindes Graben zu treffen. Der 21. Juni war für die Belagerten verderblich, denn es sprang, indem die Bastey des Zeughauses gänzlich untergraben war, plötzlich die Mauer dermaßen, daß sie mit Gewalt und Krachen einfiel, worauf die Türken haufenweis mit ihren Fahnen bis oben hinan, wo die Mauern eingeschossen waren, die Bastey erstiegen, aber, ob sie wohl fünfmal solchen Angriff wiederholten, durch die Tapferkeit der Belagerten, die mit Heldenmuth kämpften, mit großem Verluste von beiden Seiten zurückgetrieben wurden; von der Besatzung kamen auch durch ein Versehen Viele um, oder wurden schwer verletzt, weil das eigene Geschütz schlecht gerichtet, unter ihnen selbst Schaden zufügte. Fünf ganze Stunden dauerte dieser Sturm, wo viele Türken blieben. Tags darauf bemühten sich die Belagerten, da, wo die Mauern

zerschossen und wo sonst Lücken und Löcher entstanden waren, diese mit Fässern und Säcken, welche mit feuchter Erde gefüllt waren, zuzumachen und zu verstopfen. Den 29. Juni, als der Feind nach Untergrabung der Basten Ravelin und Einlegung von Feuer unter einen Stein jene gesprengt hatte, stürmte er von Mustapha selbst angeführt hier mit Macht, allein die Venetianer griffen die Stürmenden auf den, durch die Zerstörung aller Basten entstandenen freien Platz an und schlugen sie zurück, und, obwohl die Belagerer an demselben Tage auch das Zeughaus stürmten, und sechs Stunden lang die arme Stadt hart drängten, so blieb doch den Christen auch an diesem Tage der Sieg.

Während dem hatte Alis große Flotte die Insel Kandia mehrmals bedroht und obwohl mit beträchtlichem eigenen Verluste zum Theil verwüstet. Als die türkischen Schiffe aus diesen Gewässern sich entfernt hatten, dachte man endlich auf Kandia ernstlich daran, dem bedräng-

ten Samagust neuen Proviant und andere Kriegshülfe zuzusenden, aber leider zögerte man nach der gewohnten Weise zu lange, kam ewig nicht zu Stande. Und doch war Samagust auf das Aeußerste gebracht. Wohl war in Benedig ein neues Schuß- und Trugbündniß zwischen dieser Republik, dem Papste und dem Könige von Spanien den 20. Mai d. J. abgeschlossen worden, aber eilige Hülfe that hier Noth, wie sie nicht statt fand, zumal da die venetianische Flotte, als zu schwach, der türkischen (die im mittelländischen Meere den Meister spielte) zu begegnen auswich und, um erst die Schiffsabtheilungen der Verbündeten an sich zu ziehen, nach Messina zurück ging.

Bei Samagusta erneuerten indessen die Türken, nachdem sie durch das vergebliche Stürmen viele Leute verloren hatten, ihre Anstrengungen (durch, gegen die Stadt angelegte neue Bollwerke, auf welche gegen 80 Stück Geschütz gebracht wurden) die Stadt durch furchtbares Schießen gänzlich zu zerstören; nur am

8. Juli fanden 5000 Schüsse statt; die Belagerten konnten die ganz zerschossenen Brustwehren, hinter denen sie sich verhalten, nicht mehr zumachen und ihre Zahl war durch den vielen Geschüßhagel überhaupt sehr vermindert. Den 9. Juli stürmte der Feind zugleich an sechs Orten die Stadt; hartnäckig war der Kampf, an fünf Stellen wurde er durch die heldenmüthigen Bertheidiger zurückgeschlagen; die Bastey Kavelin blieb zwar endlich in seinen Händen, als aber durch einen Zufall das Pulver im Graben entzündet wurde, verloren hier dabei über 1000 Türken und 100 Christen ihr Leben. Samagusta war also abermals gerettet. Vergebens stürmten die Feinde vom 14. an das Thor Limifus und andere Posten, indem sie auch das Feuern verdoppelten; alle Einwohner der Stadt in Rotten vereinigt waren thätig, das Feuer überall zu löschen. Aber groß war nun auch die Bedrängniß der Stadt Samagusta; täglich stieg die Noth und die Gefahr. Alle Mittel des Widerstandes waren nach

einer so langen hartnäckigen Vertheidigung des Places endlich erschöpft; selbst der Mangel an Lebensmittel wurde schon sehr drückend; die unglücklichen Einwohner hatten mit der Besatzung der Stadt nur noch Pferde, Esel und Kafenfleisch und Brod und Bohnen als Speise, und Essig mit Wasser zum Getränk, und auch jene Dinge nur nothdürftig, auch waren kaum noch 500 italienische Soldaten zum Widerstand gegen den mächtigen Feind, der bei allem erlittenen Verluste täglich sich durch die Ankunft neuer Streitkräfte verstärkte, um sich der Stadt um jeden Preis zu bemächtigen.

Da versammelten sich den 18. Juli die Vornehmsten der Stadt bei dem heldenmüthigen Kommandanten Bragadino und baten ihn inständigst unter der Bedingung, daß den Einwohnern das Leben geschenkt und — die Frauen nicht geschändet würden, mit dem Feinde um die Uebergabe zu unterhandeln. Allein noch hoffte Bragadino auf nahen Entsatz durch die große christliche Flotte, darum suchte

er den Muth der Einwohner zu erhalten. Wäre jetzt noch die am 16. Juli bei Kandia eingetroffene Flottenabtheilung des Quirinus nach Cypern detaschirt worden, so konnte dem zur Verzweiflung gebrachten Samagusta vielleicht noch Rettung werden, allein das Gegentheil geschah; man gab Cypern für jetzt auf, überließ es gleichsam seinem Schicksale und jene Flottendivision des Quirinus erhielt die Ordre nach Korfu zurückzugehen.

Endlich war die, ziemlich spät von Katalonien, unter dem Oberbefehle des Bruders des Königs, des Don Juan von Oestreich abgefegelte spanische Hülfeslotte, den 26. Juli in Genua angekommen, während zu derselben Zeit der venezianische Admiral Venerio bei Messina sich mit 12 päpstlichen und vier maltesischen Galeeren vereinigte. Dagegen verwüstete in diesem Monate die türkische Flotte die Inseln Zante, Cephalonien und selbst einen großen Theil von Dalmatien. Endlich am 1. August sahe sich der Gouverneur der aufs äußerste gebracht

ten Stadt Samagusta genöthigt, mit dem Feinde eine Kapitulation wegen der Uebergabe der Stadt abzuschließen. Die Bedingungen waren: 1) der Besatzung ist ihr Leben gesichert; sie behält ihre Waffen und Habe, ingleichen auch fünf Stück Büchsen und kann drei der schönsten Rosse mit sich nehmen; 2) der Besatzung ist der Abzug nach Kandien auf ihren Schiffen verwilligt, wozu sie sicheres Geleite erhält; 3) den Einwohnern werden ihre Güter und die Freiheit, ihre Religion hinfort auszuüben, verbleiben. Mustapha willigte ein und unterschrieb mit eigener Hand diese Kapitulationspunkte. Schon war der größte Theil der Mannschaft auf die Schiffe gebracht, als der heldenmüthige Gouverneur der Stadt Bragadino nun auf das eigene Geheiß des Mustapha, der einen solchen tapferen Kriegermann noch einmal sehen zu wollen äußerte, sich den 4. August nebst den übrigen Offizieren der Stadt zu den türkischen Oberfeldherrn verfügte, um von ihm Abschied zu nehmen. Da entlarvte

sich die höllische Seele des Barbaren. Denn kaum hatte sich Bragadino ihm genähert, so rief der Barbar aus: Ihr habt während des Waffenstillstandes türkische Gefangene umgebracht, so unwahr das Vorgeben war, so wurden doch als Strafe für ein Verbrechen, das nicht begangen worden war, Alle (bis auf Bragadino) auf der Stelle niedergehauen, dem Bragadino aber einstweilen mit schrecklichen Lästerungen gegen die christliche Religion die Ohren abgeschnitten, dabei alle übrige Kriegsgefangene gegen 300, die noch im türkischen Lager waren, grausam umgebracht. Erst der 17. August, ein Freitag (der Festtag der Türken) war dazu bestimmt, dem Helden Bragadino auf die entsetzlichste Art unter furchtbaren Qualen das Leben zu nehmen. Zuerst führte man ihn an alle Stellen der Stadt, wo die Mauern und Basteyen zerschossen waren, herum, indem man ihn nöthigte, zwei Körbe mit Erde zu tragen und, wenn er vor Mustapha vorüberging, die Erde zu küssen; dann wurde er in einem

Korbe über den Mastbaum auf die Segelstangen hinaufgezogen, darauf wieder auf den Markt geschleppt, an der Stelle, wo man den Missethättern am Pränger Halsseisen anzulegen pflegte, nackend ausgezogen und endlich lebendig geschunden. Die Haut wurde mit Spreu und Stroh gefüllt, auf eine Segelstange gehangen und in den Seestädten Syriens zum Spott und zur Schau überall herumgeschleppt.

So kam Famagusta in türkische Hände. Die Geschichtschreiber versichern, daß über 200000 Mann Türken (unter welchen 80000 gemeine Soldaten, 14000 Janitscharen und 60000 Freiwillige) vor der Stadt gelegen hatten. In den 65 Tagen, als sie die Stadt belagerten, waren über 140000 eiserne Kugeln aus dem großen Geschütze hineingeschossen worden.

Nachdem die Angelegenheiten auf Cypren so weit gediehen waren, ließ Mustapha auf der Insel eine Besatzung von 20000 Mann Fußvolk und 2000 Reitern.

Die türkische Flotte unter Ali hatte indessen nicht aufgehört, während des Monats Juli und August die der Republik Venedig gehörigen blühenden dalmatischen Seestädte zu plündern, während die spanische Flotte unter dem Admiral Don Juan d'Autria mit unnützem Gepränge und vielem Auffenthalte bei Neapel und dann bei Messina sich verweilte, um sich mit der schon daselbst eingetroffenen venetianischen und päpstlichen Seemacht zu vereinigen. Den 2. September kam nun auch der Kapitän Quirinus mit 62 kandiotischen Galeeren und auch vielen neapolitanischen Galeeren bei Messina an, wo nun eine sehr große und schöne christliche Flotte vereinigt war. Die türkische Flotte war indessen von der dalmatischen Küste nach den Gewässern von Korfu zurückgekehrt und verwüstete diese Insel um so mehr, da um diese Zeit (Anfang Septembers) ein Bote vom Sultan beim türkischen Admiral, Ali, mit dem Befehle eintraf, daß er nach der vollendeten Eroberung von Cypern nicht nur alle umliegende

Inseln in Besitz nehmen, sondern auch die christliche Flotte angreifen und zerstören solle. Dieser Ordre zu Folge steuerte er nach Lepanto zu, um, nachdem er sich gehörig mit Proviant versehen, die christliche Flotte aufzusuchen und zu vernichten. Die Allirten aber, erfreut über die, bis dahin noch nie gegen die Türken vereinigt gewesene imponirende herrliche Seemacht, bauten mit Zuversicht auf die, für die damalige Zeit bedeutende Anzahl von Schiffen. Es waren 207 Galeeren, sechs Galeazzen und eine sehr große Anzahl kleiner Schiffe, die (ohne einer großen Menge freiwillig zugetretener Venetianer) über 20000 Seeleute mit sich führten. Es wurde nun von den Anführern der Flotten: Don Juan d'Austria, Oberadmiral, Anton Columna, Kommandant der päpstlichen und Seb. Veniero, Kommandant der venetianischen Flottenabtheilungen, ein Kriegsrath über die weiteren Kriegsoperationen gehalten und einstimmig die Meinung des Corinna, der der türkischen Flotte eine

Schlacht zu liefern anrieth, *) angenommen. Der Oberadmiral theilte darauf die ganze Flotte in vier Haufen, nämlich in die beiden Flügel, in den Mittel- oder

*) Die Rede dieses Mannes verdient noch jetzt nachgelesen zu werden: „Aus dreierlei Ursachen, sagt er, kann der Anführer einer Flotte, oder einer Armee Bedenken tragen, dem Feinde eine Hauptschlacht zu liefern: 1) wenn es vor Augen liegt, daß der, von dem Siege, wenn er statt findet, zu erwartende Vortheil in keinem Verhältnisse zu den Nachtheilen stehe, die eine Folge des Verlustes der Schlacht seyn müßten; 2) wenn es leicht thunlich erscheint, des Feindes Macht auch ohne eine Schlacht ihr zu liefern, zu theilen, oder unwirksam zu machen; 3) wenn bei augenscheinlicher Ueberlegenheit der feindlichen über die eigene Macht zu wenig Aussicht, oder Hoffnung vorhanden ist, den Feind zu besiegen. Keiner von den angeführten Gründen findet auf unsere Entschließung, den Türken eine Schlacht zu liefern, Anwendung. Der Sieg wird uns bei unserer Stärke und dem Muth unserer Leute höchst wahrscheinlich zu Theil, und zögen wir doch den Kürzeren, so sind unsere Fürsten stark genug, den erlittenen Verlust bald wieder zu ersetzen, während der Feind, wenn wir ihn schlagen, nicht so leicht den Abgang wieder auszugleichen vermag. Und welchen großen Vortheil gewährt der Sache der Christen die Vernichtung dieser türkischen Flotte, Griechenland hat dadurch seine Freiheit zu hoffen; aber ohne diese Flotte zu schlagen, können wir durchaus nicht dem Feinde Abbruch thun, seine Absichten und Eroberungspläne vereiteln. Darum dürfen wir ja nicht säumen, dem Feinde ein Seetreffen zu liefern, zumal da wir besser als diese, die durch Seuchen viel gelitten, zur Schlacht gerüstet erscheinen.“

Haupthaufen und in die Reserve. Der rechte Flügel, 53 Galeeren stark, wurde unter den Befehl des Herzogs Joh. Andr. Doria gestellt; eine grüne Fahne auf dem Mastbaume unterschied diese Abtheilung; den linken Flügel (auch 53 Galeeren) mit gelber Fahne, kommandirte Augustin. Barbarigo; im Mitteltreffen hatte über 61 Galeeren der Großadmiral selbst den Oberbefehl *); eine veilchen- oder himmelblaue Fahne diente zur Unterscheidung; zwischen dem Mitteltreffen und jedem Flügel mußte so vieler Raum bleiben, daß darinnen 3 — 4 Galeeren neben einander fahren und jeder Haufen im erforderlichen Falle sich wenden konnte. Die Reserve, die aus 38 Galeeren

*) Jean d'Austria nahm den Mittelstand in der Schlachtordnung ein, ihm zur Rechten war M. Anton Columna, der päpstliche Admiral, zur Linken Venerio, der venetianische Admiral, dem Columna wieder zur Rechten war Hector Spikula, Anführer der genuesischen Galeeren. Hinter sich hatten Jean d'Austria, Columna und Venerio die spanischen Hauptgaleeren; am Ende des Mittelhaufens aber zur Rechten war der maltesische Admiral, zur Linken das Kapitänschiff des Petrus Cornelius. Sonst aber standen in allen Haufen die spanischen, päpstlichen und venetianischen Galeeren ohne Unterschied unter einander.

mit weißen Zeichen bestand, regierte Don Alvar von Bazzano; doch waren 8 Galeeren davon als Avantgarde einige 20 italienische Meilen voraus geschickt worden, um die Annäherung und die Bewegungen des Feindes zu beobachten. An schicklichen Stellen waren auch die Galeazzen (kleinere und schwerer bewegliche Fahrzeuge, als die Galeeren) aufgestellt. In solcher Ordnung stieß die Flotte den 16. September von Messina ab. Nachdem verschiedene Male Nachricht von der feindlichen Flotte eingegangen war, daß sie von Korfu gegen Osten gesegelt sey, so zog die christliche Flotte in derselben Richtung und traf den 23. und 24. September bei Korfu ein, wo sie bis zum Ausgange des Monats verweilte, bis wieder gewisse Kunde über die Stellung der feindlichen Flotte im coranthischen Meerbusen anlangte. Darauf zog die große christliche Flotte, brennend vor Begierde den Feind zu erreichen, in geordneter Schlachordnung den 6. October gegen Cephalonia zu weiter, wo sie den 7. im Meerbusen Nis-

card einfuhr. Die folgende Nacht wieder abstosend wollte man in den, dem couzolaner Felsen gegen über liegenden Hafen Petalah einlaufen, allein ein, von dem coranthischen Meerbusen ihnen entgegenschreibender scharfer Wind nöthigte die Verbündeten bei Cephalonia zu verharren.

Während dem hatte aber auch Ali, der Admiral der türkischen Flotte, nachdem diese den 27. September bei Lepanto in dem coranthischen Meerbusen angelangt war, dafür gesorgt, seine Macht in eine gute Verfassung zu versehen. Er beorderte sogleich den Bey Mehemet nach der in jenem Busen gelegenen Stadt Aspropiti, um Proviant und ein Korps von 10000 Mann Janitscharen, 2000 gemeines Fußvolk und eben so viele Freiwillige herbeizuholen, damit die Flotte für alle mögliche Fälle vollständig ausgerüstet sey. Als aber bei letzterer die gewisse Kunde von der Ankunft der christlichen Flotte in den Gewässern von Cephalonia eingegangen war, ahndeten mehrere Anführer, besonders aber die gemeinen Seeleute, gleichsam das be-

vorstehende Unglück und je mehr Ali eine Schlacht zu liefern (schon nach dem von dem Sultan empfangenen Befehle) geneigt war (zumal da er anfangs die christliche Flotte für weniger stark hielt) um so mehr zeigten seine Soldaten Furchtsamkeit. Bei dem über die zu nehmenden Maassregeln gehaltenen Kriegsrath der Anführer der türkischen Flotte waren die Stimmen sehr getheilt, indem Mehrere lieber der Schlacht auszuweichen anriethen; als nach der Anderen Urtheil dieselbe zu wünschen sey und mit der Aussicht eines glücklichen Erfolgs geliefert werden könne.*)

*) In diesem Sinne sprach z. B. im Kriegsrathe Hassan Pascha, der Sohn des berühmten Barbarossa von Algier: „Unsere Feinde sind Ungläubige, Feinde des wahren Gottes, darum dürfen wir Muselmänner keinen Augenblick anstehen, wo wir sie finden, sie anzugreifen und zu vertilgen. Wie? sind es nicht dieselben fetigen Christen, dieselbe leicht zu besiegende Seemacht, die vor 30 Jahren, als sie weit stärker uns entgegenzutreten wagte, mein Vater fast ohne ein Gewehr zu zücken, blos durch das Geschrei und den gewaltigen Angriff unserer Leute in die Flucht trieb und vernichtete? Sie sind so verzagt diese Christen, daß sie schon, wenn sie nur unseren Namen nennen hören, zerstäuben! Und wären sie noch ein Volk, so könnten sie noch einigermaassen imponiren, aber sie sind aus mancherlei Nationen zusammengesetzt, die einander hassen. Was können sie daher aus-

Bei den Türken, denen Vorsicht und kluges Zaubern weniger gefällt, als der kühne Angriff, zumal da sie an ein blindes Fatum glauben, werden immer kühne

richten? Vieler Potentaten Schiffe sind hier zusammengelassen, nicht in der Absicht, um zu einem gemeinschaftlichen Zwecke vereint zu wirken, sondern, daß man sehe, welche große Macht sie hätten! Kein Gott geweihtes Werk ist ihr Plan, sondern nur mit irdischem Prunke zu glänzen; wir aber sind alle einig und zusammengelassen, um dem wahren Gott und unserem unüberwindlichen Kaiser zu dienen. Und wären unsere Feinde auch tapfere Krieger, so sind wir es auch und des Sieges gewiß, denn wir sind stärker und besser gerüstet, als jene. Gewiß, so wir die Christen angreifen, werden sie entweder fliehen oder ans Land anstößend Schiffbruch erleiden und in Gefangenschaft gerathen. So sprachen auch Andere von der Schmach, die auf tapfere Muselmänner fiel und von dem furchtbaren Zorn des Sultan Selim, der die Rathgeber der Flucht ermorden würde, wenn man die sich darbietende schöne Gelegenheit versäumte, die christliche Flotte anzugreifen, da doch schon oft auch eine stärkere christliche Seemacht durch die türkische Tapferkeit besiegt worden sey!" — Diejenigen, meistens ältere und erfahrene Anführer, welche entgegengesetzter Meinung waren, erwiederten: „Da die Feinde es gewagt haben, uns nahe zu treten, so muß man für gewiß annehmen, daß sie stärker sind als wir; denn nur, nachdem sie ausgespähet haben mögen, daß sie eine Uebermacht über uns und also Hoffnung zum Sieg haben, konnten sie sich uns schlagfertig gegenüber stellen wollen, zumal da sie wissen müssen, wie sie, auch zur See von uns geschlagen, alle die, ihnen noch übrig gebliebenen Inseln auch verlieren werden, während beim Siege sie selbst das Verlorne wieder erlangen können. —

Anführer den allgemeinsten Beifall finden, wozu allerdings die Furcht vor der Strafe des Sultans, der bei dem geringsten Anscheine, als habe Jemand aus Mangel an Muth nicht das Aeußerste gewagt, ihm das Leben nimmt, vieles beiträgt.

Auch dürfe man nicht zweifeln, daß diesmal die christliche Seemacht in sehr guter Verfassung und gut angeführt sey. Darum verlangt es die Vorsicht, daß wir unsere Flotte nicht zu voreilig bloß geben und durch eine Niederlage, die wir zur See hier erfahren könnten, unser Reich in Gefahr bringen. Denn eben so wie es den Venetianern leicht wird, einen Verlust an Schiffen bald wieder zu ersetzen, so findet bei uns, die wir auf dem Lande übermächtig sind, eine entsprechende Seecausrüstung viele Schwierigkeit und erfordert eine lange Zeit. Darum ist es schwerer für die Wohlfahrt des Reichs, jetzt das Glück nicht zu versuchen, sondern in diesem Meerbusen, den zwei feste Schlöffer vertheidigen, die Flotte zurückzuhalten. Hier in dieser vortheilhaften Stellung, in der wir so lange es uns nützlich ist, ohne Nachtheil verbleiben können, (da wir Proviant und allen Kriegsbedarf im Ueberflusse haben) die Bewegungen des Feindes abzuwarten, erfordert die Klugheit. Sicher hier gegen die Angriffe des Feindes bleibt letzterem, der wegen der Jahreszeit hier sich nicht lange aufhalten kann, auch bald Mangel an Lebensmitteln fühlten muß, nichts übrig, als in wenig Tagen, oder Wochen aus diesen Gewässern sich zurückzuziehen, die er nur um eine Schlacht zu liefern, augenscheinlich betrat. Indem wir eine solche Schlacht vermeiden, vereiteln wir und machen die Anschläge des Feindes zu Schande, während wir sie vielleicht befördern, wenn wir eine Schlacht dem anbieten, der sich zu schlagen wünscht."

So war es auch hier; die kühnen Anführer riefen aus: Auf zur Schlacht, der Sieg ist unser, die feindlichen Schiffe werden uns nicht Widerstand leisten, dann fällt uns noch reiche Beute zu, Zante und Cephalonien nehmen wir mit einem Schlage, Candia und Korfu werden den Winter über belagert, im nächsten Jahre sind wir Herren von Dalmatien, der Eingang nach Italien und zur ganzen Christenheit ist uns so erdffnet. — So traf nun Ali die Anordnungen zur Schlacht; 14000 Mann Landsoldaten wurden in die Galeeren gebracht und die ganze Flotte in vier Haufen abgetheilt. Der rechte Haufen (Flügel) bestand aus 60, das Mittelstreffen aus 96, der linke Flügel aus 93 Schiffen, endlich in der Reserve waren 30 Galeeren. Nachdem die Flotte des Feindes so geordnet war, stieß sie den 6. October ab und kam bis zum Strand Salange, worauf die christliche Flotte, deren Anführer, so wie die ganze Mannschaft sehnlichst eine Schlacht verlangten, sogleich (am 7. October) aus

dem Thale Alexandria abstieß, um in der Richtung gegen Patras segelnd, den Feind zu einer Schlacht zu nöthigen. Bei dem, ohnweit dem Lande gelegenen Felsen Couzolari gedachte der Prinz Oberadmiral den Feind anzugreifen. In derselben Absicht die christliche Flotte aufzusuchen setzten sich auch den 7. früh die türkischen Schiffe bei günstigem Wind (der den Christen entgegen bließ) gegen Cephalonia zu in Bewegung, so daß beide Flotten, die indessen einander wegen einer vorstosenden Ecke des Landes nicht gleich sehen konnten, nur wenige Meilen von einander entfernt waren. Erst als die christliche Flotte hinter dem couzolarischen Felsen hervor kam, während die feindliche bei der Landesspitze, welche die Griechen Missolonghi nennen, sich ausbreitete, entdeckten die Allirten mit Frohlocken die Nähe des Feindes. Die Anführer trafen nun sogleich die Anordnungen zur Schlacht. Die christliche Flotte war gut bemannt. In jeder gemeinen Galeere fanden sich allein 200 Krieger, welche Schwerdter

führten, in den größeren Kapitänsschiffen 3 bis 400; nichts wurde übergangen, was bei einer zweckmäßigen Schlachtordnung zum Sieg führen und der guten Sache den Triumph bereiten konnte. Während dem hatten auch die Feinde ihre Vorkehrungen zu dem sofort beginnenden Seetreffen getroffen. Als sie gewahrten, daß auf dem rechten Flügel der christlichen Flotte die von Joh. Doria kommandirten Galeerenabtheilung mehr abgesondert, sich in weitem Raume verbreitete, so meinten sie, es sey eine Maafregel der Flucht, so wie wieder die Christen in den ersten Bewegungen der Türken eine Neigung sich davon zu machen bemerkten wollten. So irrten sich beide Theile und waren beide um so gieriger nach dem Anfange der Schlacht, indem sie einen leichtesten Sieg erwarteten. So zogen sie gegen einander an. Während dem bestieg der christliche Oberadmiral Don Juan d'Austria einen Schnellsegler und fuhr um die ganze Flotte herum, theils um einen sichern Ueberblick zu erlangen, daß

alle Schiffe nach seiner Anordnung aufgestellt waren, theils in der Absicht, um die Anführer und die ganze Mannschaft zur Tapferkeit anzufeuern, wo dann auch mit einmütigem Beifallgeschrei Alle ausriefen: wir werden unsre Schuldigkeit thun. Auf allen Segelbäumen wurden allerlei Fahnen, aber auf dem Schiffe des Großadmirals die Fahne des heiligen Bundes, in welchen die Wappen der Bundesfürsten abgemalt worden waren, entfaltet, und auf allen Schiffen ertönten Pfeifen, Trommeln und Trompeten, die Priester durcheilten mit dem Bildnisse des Kreuzes Christi die Fahrzeuge vom hintersten bis zum vordersten Ende und ermahnten die Mannschaft mit kräftigen Worten, tapfer und unerschrocken zu kämpfen, denn Christus werde vom Himmel kommen, um ihnen, da sie zur Ehre seines Namens stritten, zu helfen. Durch diese Aufmunterungen der Priester und Anführer wurden alle so begeistert und voll Muthes, daß sie keine Gefahr zu scheuen und dem Tode nicht auszuwei-

chen sich angelobten. Und in Wahrheit, Gottes Allmacht und Güte bewährte sich in diesem Augenblicke so wundervoll, daß alle, die vorher feindlich gegen einander auf der christlichen Flotte gesinnt gewesen und durch keine Drohungen, oder Strafen, sich mit einander zu versöhnen, bewogen werden konnten, auf einmal einander umhals- ten und einander alle frühere Beleidigungen willig vergaben.

Der Ort, wo beide Flotten auf ein- ander trafen, nöthigte in der That beide Theile zur Tapferkeit, denn die, welche flie- hen wollten, kamen um so mehr in Ge- fahr, da sie einander zu nahe gerückt und die Krümmung des Meeres zu enge und fast von allen Seiten vom Lande und von Inseln hier umgeben ist, in deren Mitte das Meer eingeschlossen kaum fünf bis sechs deutsche Meilen breit ist. Denn von Mitternacht zeigt sich der Theil des festen Landes, der jetzt Natoliko heißt und die von Lepanto 20 deutsche Meilen ent- fernte Insel St. Maura. Gegen Mor- gen erstreckt sich vom Anfange des coran-

thischen Meeres bis zum Vorgebürge
 Tornese über 17 deutsche Meilen hin die
 Küste von Morea; gegen Mittag umzog
 gleichsam die Schlachtlinie die sechs deut-
 sche Meilen lange Insel Zante; gegen
 Abend zu zeigte sich die Insel Cephalonia.
 Nur eine Viertel Meile von der Küste
 von Albanien liegen die drei Felsen
 Cruzolari (entfernt von Lepanto 10, von
 St. Maura 8, von Cephalonia 16, von
 Zante 18 — 20 deutsche Meilen.)

In diesem engen Zwischenraume war
 ein Treffen nothwendig eben so unvermeid-
 lich, als es in seinem Ausgange entschei-
 dend werden mußte. Die Türken hatten
 270 Schiffe, nämlich gemeine Galeeren
 200, kleinere 50, Fustan 20. Das Mit-
 teltreffen von 90 Galeeren führte Ali an,
 der in der Mitte stand, ihm zur rechten
 war der Pascha Portar; den großen rech-
 ten Flügel der türkischen Flotte komman-
 dirte Mehemet Sirocco, entgegenstehend
 dem linken Flügel der Christen; den Ober-
 befehl über den, dem rechten christlichen
 Flügel gegenüber stehenden linken türki-

schen Flügel hatte Oluzali, König von Algier. Die Türken, unbekannt mit der diesmaligen Stärke der vereinigten christlichen Macht, hatten bei Anordnung der Schlacht gleichsam darauf alles berechnet, daß die Christen nur schwach wären und beim ersten Anblick der ansehnlichen feindlichen Flotte die Flucht ergreifen würden. Daher waren sie nicht wenig erstaunt, als sie die zahlreichen christlichen Flottenabtheilungen gewahrten, wo fern davon zu fliehen, vielmehr eine heftige Schlacht bevorstand. Auf allen Schiffen der christlichen Flotte, die die Gestalt des neuen Mondes annahm, war ein furchtbares Getöse von Trommeln und anderen Instrumenten. Gleich anfangs war es ein, den Christen günstiger Umstand, daß der Wind, welcher am Morgen ihnen entgegen gewesen war, sich plötzlich so legte, daß Jedermann kaum glaubte, auf dem Meere zu fahren, sondern auf dem Lande. Aber die Strahlen der Sonne fielen den Feinden lästig in die Augen, so wie ein Mittags sich erhebender Westwind Rauch

und Nebel auf die Feinde zu trieb. Ein Schuß von dem Schiff des Admiral Ali, worauf auch von den Flügeln her durch einen Schuß geantwortet wurde, eröffnete die Schlacht, worauf mit einem furchtbaren Geschrei der Angriff von Seiten der Türken geschah. Schon waren sich die Schiffe so nahe, daß sie auf einander schießen konnten und die sechs christlichen Galeazen, die die Avantgarde machten, schossen mit dem großen Geschütze dermaßen unter die Feinde, daß eine große Niederlage unter denen, die sie erreichten, angerichtet wurde. Und je näher die feindlichen Galeeren den christlichen kamen, um sie ganz zu umgeben, um so furchtbarer war für sie die Wirkung des Geschützes, zumal da der ihnen entgegenwehende Wind die Bewegungen ihrer Schiffe aufhielt und den Rauch den Türken in die Augen trieb, wodurch die Christen immer wieder frisch zu laden Zeit erhielten, so daß schon fast der dritte Theil der türkischen Schiffe in dieser Gegend mit Abgang von vieler Mannschaft zerschossen und zu Grunde

gebohrt worden war, nicht wenige Galeeren verbrannten, andere standen ledig ohne Steuerleute, nicht zu zählen war die Menge von Menschen, Waffen, Rudern, Segelstangen, die im Meere herumschwammen. Unglaublich schien es fast, wie die sechs Galeazen, die in solchen Schlachten sonst nicht gebraucht wurden, so schnell sich im Kreise herumdrehen und bald aus dem Vordertheile, bald von hinten, bald von den Seiten unter die Feinde schossen und so großen Schaden anrichten konnten. Daher entstand unter denselben eine nicht geringe Verwirrung, wo nun der Anführer des rechten türkischen Flügels Mehemet Siroccus einen lebhaften Angriff durch stärkeres Andrängen auf den linken christlichen Flügel anordnete, allein August Barbarigus zog ihm tapfer entgegen und einen entgegenstehenden Felsen benutzend versetzte er ihm den Weg so, daß er nicht mit dem kleinsten Schiffchen durchkommen konnte; zugleich kam des Barbarigus Better Mich. Contarenius noch mit einer starken Schiffsabtheilung zu Hülfe, so

daß hier ein furchtbares Donnern und Schießen mit großem Verluste von Menschen statt fand.

Auf dem linken Flügel der Feinde, angeführt von Oluzali, war der Kampf mit dem rechten Flügel der christlichen Flotte von einer anderen Beschaffenheit. Der venetianische Admiral Doria war hier gegen Oluzali zu schwach, da er nur 40 Galeeren, der Feind aber 90 hatte. Beide Anführer waren übrigens erfahrene Seehelden, die einander die Wage hielten. Im Mitteltreffen eröffneten die christlichen Admirale, ehe sich die beiden Flotten einander sehr genähert hatten, die Schlacht mit einem starken Feuer des Geschüßes, wodurch die Feinde so erschreckt wurden, daß sie das Feuern nur schlecht erwiderten, während unter ihnen durch das christliche Geschüß eine große Niederlage angerichtet wurde. Ueberhaupt that das türkische Geschüß um deshalb nur wenig Schaden, weil der vordre Theil der feindlichen Schiffe viel höher war als der der christlichen Galeeren, wo daher die Kugeln über diese

weg flogen. Dennoch rückten die Feinde wie unsinnig auf das Mitteltreffen los, wurden aber hier so mit Pfeilen und Kugeln empfangen, daß das ganze Meer von dem vielen Feuern zu brennen schien, das aus allerlei großem und kleinem Geschütze hervordrang. Schon waren sie zusammengefahren und ins Handgemenge gekommen, so daß von beiden Seiten bisweilen vier mit drei, sechs mit vier Schiffen u. s. w. gegen einander kämpften, und Viele sprangen in des Gegners Schiffe, so daß mit Schwerdtern, Dolchen, Messern, Hammern, Pfeilen und anderen kurzen Waffen ein großes Blutvergießen bewirkt wurde, auch Viele ins Meer gestürzt umkamen.

Indessen hatte der türkische Admiral Sirocco mit dem feindlichen rechten Flügel dem linken christlichen nicht weiter widerstehen können; ein großer Theil der türkischen Schiffe war hier beschädigt oder gesunken, oder hatten sich den Christen ergeben, der kleine Rest floh dem Strande zu; die Mannschaft aber sprang ins Meer,

um zum Lande zu zu schwimmen; Viele ertranken, Viele wurden gefangen.

Während dem hatten die auf der türkischen Flotte befindlichen christlichen Gefangenen, die man durch Eisen und Banden zum Rudern genöthigt hatte, sich davon losgemacht und schlugen nun selbst mit unter die Barbaren ein, von welchen sie so große Mißhandlungen erlitten hatten, und tödteten Viele. Immer muthloser wurden nun die Türken, als sie ihre Niederlage vor Augen sahen, daher leisteten sie den, in ihre Schiffe eindringenden Christen nur noch geringen Widerstand, dachten nur an Flucht und Rettung, aber sie fand nicht statt, nicht ein Schiff vom ganzen rechten türkischen Flügel entkam, alle wurden genommen, auch überall die Mannschaft, um die von ihnen verübten Grausamkeiten zu rächen, niedergemacht. Hestig war aber noch der Kampf im Mitteltreffen. Das Schiff des Jean d'Autria hatte fünf feindliche Galeeren gegen sich und eben so kamen Columna, der päpstliche und Venerius

der venetianische Admiral mit einer überlegenen feindlichen Macht ins Handgemenge; zweifelhaft schien anfänglich der Ausgang, da drängten sich andere christliche Galeeren mitten unter die türkischen und eroberten mehrere, so wie Jean d'Avustria drei von den fünf Schiffen, die ihn angegriffen hatten, eroberte, unter welchen die Galeere des Admirals Ali, obschon diese von ihrem kühnen Anführer mit großer Tapferkeit vertheidigt worden war, und nur, nachdem er und die ganze Mannschaft getödtet war, genommen werden konnte.

Nach Alis Tode ertönte mit einem allgemeinen Frohlocken auf der christlichen Flotte im Mitteltreffen ein Siegesgeschrei; die Feinde leisteten nur noch geringen Widerstand, die meisten türkischen Anführer, so wie die Mannschaft (ausgenommen, was im Anfange der Schlacht zeitig genug sich zu retten gesucht hatte, wie z. B. der Pascha Portav) waren entweder getödtet, oder gefangen. Während dem standen der linke feindliche und der rechte christliche

Flügel einander noch ohne entscheidenden Vortheil auf der einen oder der andern Seite gegenüber. Doria zog sich endlich mit den größeren Theile seiner Galeeren weiter nach dem Meer zu, um den Sluzali von der Schlacht weg auf sich zu locken, allein letzterer die Gelegenheit wahrnehmend, griff den ihm zunächst verbliebenen kleineren Theil von Dorias Flotte an, eroberte nach dem hartnäckigsten Widerstand einige sehr beschädigte Schiffe (die aber bis auf eins durch die Dazwischenkunft anderer christlicher Galeeren wieder befreit wurden) und eilte dann pfeilschnell mit seinen Schiffen auf das weite Meer davon. Der Einbruch der Nacht begünstigte seine Flucht, wodurch demnach ein Theil des linken Flügels der türkischen Flotte mit nur geringem Verluste der gänzlichen Zerstörung, welche das türkische Mitteltreffen und der rechte Flügel erlitt, entging.

Bei diesem, von den Christen über die Türken erlangten großen Siege erlitten letztere eine unerhörte Niederlage; das ganze Meer war von dem Blute der ge-

tödteten Feinde roth gefärbt; unzählige Menschen schwammen im Meere schwer oder leicht verwundet umher, schrien vergeblich um Hülfe, oder suchten, an das kleinste Stück Holz, auf das sie etwa trafen, sich anklammernd, Rettung. Welches entsetzliche, furchtbare Schauspiel, zumal in einer finstern Nacht! Nur vier Stunden hatte diese große Schlacht gedauert, die, wie die damalige Zeit sich ausdrückte, der gewaltigen morgenländischen Schlange den Kopf zertrat und die Macht des allmächtigen Selims erschütterte! Hätte die verbündete siegreiche Flotte den ersten Schreck der Türken benutzt und wäre sie sogleich pfeilschnell vor Konstantinopel gesegelt, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß die Stadt den Christen wieder in die Hände gefallen und das türkische Reich in Europa zertrümmert worden wäre. Aber zur Schande der Machthaber, die das Interesse der Christenheit damals so wenig achteten, gereichte es, daß man nach einem solchen Vortheile gar nichts that, um diesen so herrlichen Sieg,

der durch seine große Folgen erst so glänzend würde erschienen seyn, zu benutzen, und die Türkei war gerettet, zeigte sich schon im nächsten Jahre den uneinigen Christen wieder so furchtbar, als zuvor, und nie kehrte die schöne Gelegenheit wieder zurück, Griechenland und Europa überhaupt von diesem eingedrungenen wilden Völkerverstamm zu befreien.

Nachdem kein türkisches Schiff mehr in der weiten Umgegend zu sehen und zu erreichen und alle eroberte Schiffe und die große Beute überhaupt zusammen gebracht worden war, segelte die christliche Flotte in den petalischen Hafen zurück. Und kaum war jene im sichern Port eingelaufen, als ein solcher Sturm sich erhob, wie er in jener Gegend noch nie war gehört worden. Ein Eilschiff wurde aber Tags darauf nach Venedig abgeschickt, um die Nachricht von dem großen Sieg schnell dahin zu bringen. Angeführt zu werden verdient noch der Umstand, daß die Stelle, wo jener Sieg erfochten wurde, schon geschichtlich berühmt geworden war,

indem bei dem Vorgebürge Actium, wo jetzt Prevesa liegt, der Kaiser Augustus seinen Nebenbuhler, den Marcus Antonius in einer großen Seeschlacht überwand. Die Türken verloren in dem großen Treffen gegen 30000 Mann an Todten und Gefangenen; nämlich gegen 25000 Getödtete Seeleute und Landtruppen; gefangen wurden beinahe 4000. Erobert wurden 117 gemeine Galeeren, 13 Galeotten. In Grund geschossen und sonst vernichtet waren 80 türkische Schiffe; nur 40 retteten sich durch die Flucht. Auf der allirten Flotte zählte man indessen auch 6656 Todte. Bis zum 15. October blieb die allirte Flotte im Hafen, um die beschädigten Schiffe auszubessern und den Verwundeten Hülfe zu leisten. Nun erklärte der Oberadmiral Jean d'Autria, daß er die spanische Flotte wegen der vorgerückten Jahreszeit, welche Seestürme erwarten lassen, gegen Messina zurückziehen müsse, dagegen werde er im nächsten Jahre nicht fehlen, um mit den Bundesgenossen die Demüthigung der Ungläubigen vollends

ins Werk zu setzen. Die Flotte wendete sich aber zuvörderst nach Korfu, um den Raub zu theilen. Denn dieser blieb fast der einzige Gewinn des großen Sieges, über den Venedig und fast die ganze Christenheit so sehr jubelte, ohne ihn zu benutzen. Denn der anfangs sehr bestürzte Selim sahe bald, daß die Christen in jene Uneinigkeit und Unthätigkeit zurück fielen, die den Türken bisher verstattet hatte, ein mächtiges Reich in Europa zu gründen. Er verdoppelte dagegen die den Despoten leicht möglichen Anstrengungen, den in einer Schlacht erlittnen Verlust in kurzer Frist zu ersetzen, kaum sechs Monate waren vergangen und der kühne Tyrann stand wieder drohend den Christen gegenüber.

III.

Die Belagerung von Wien

durch die Türken

im Jahre 1682. 3.

III

Die Regierung von Berlin

und die

Verfassung

Im Jahre 1658 hatte Leopold I. den böhmisch = ungarischen Thron bestiegen und zugleich die römisch = kaiserliche Würde erlangt. Dieser, an sich wohlunterrichtete und einsichtsvolle Fürst hatte, ob schon er das Glück seiner Unterthanen möglichst zu befördern suchte, um deshalb während der ganzen langen Zeit seiner Regierung einen ansehnlichen Theil seiner Unterthanen (besonders in Ungarn) gegen sich empört, weil er es sich zum Gesetz gemacht hatte, zwei sehr schwierige Pläne durchsetzen zu wollen, nämlich: 1) Ausrottung der Ketzerei in Ungarn, 2) Vertilgung der Freiheiten der ungarischen Nation; indem er nach der souveränen Gewalt in Ungarn, dem er nur eine Provinzialverfassung geben wollte, eifrigst strebte.

Allein der Kaiser fand einen heftigen Widerstand, die Ungarn griffen zu den Waffen, um ihre alten Nationalfreiheiten zu vertheidigen. Ein langer innerlicher Krieg, (an welchem auch die Türken in den Jahren 1661 — 64 Antheil nahmen, indem sie nach ihrer Weise große Verwüstungen des Landes bewirkten) brach in Ungarn aus. Endlich fand im Jahre 1681 eine gewisse scheinbare Beruhigung statt, da der Kaiser durch einige Nachgiebigkeit seine mißvergnügten Unterthanen zu versöhnen suchte. Allein ein großer Theil der Anführer hatte sich um diese Zeit mit dem türkischen Sultan Mohammed IV. in Unterhandlungen eingelassen, um ihn zum Kriege gegen Leopold anzureizen, indem man ihm die Oberhoheit über Ungarn zusicherte. Nichts konnte dem raubgierigen Sultan, der allen Wollüsten und Ausschweifungen ergeben, unaufhörlich große Geldsummen zu erwerben trachtete, erwünschter seyn, als eine Gelegenheit, Ungarn wieder brandschatzen zu können, und so wie der Herr;

dachte auch sein erster Diener, der Großvezier. Nebenbei wollte der Sultan durch diesen Krieg die Janitscharen, deren Haß er fürchtete, theils beschäftigen, theils aufreiben, um an ihrer Stelle eine, weniger bevorrechtete neue Art Miliz einzuführen. So wurde denn von dem beutegierigen Sultan im Jahre 1682 ein ungeheures Heer zusammengebracht, das sich an beiden Ufern der Donau lagerte. Zwar war ein, auf 20 Jahre abgeschlossener Waffenstillstand noch nicht abgelaufen; die Parthei des Musti in Konstantinopel hielt den Friedensbruch für ungerecht, auch versuchte der Kaiser Leopold, dem der neue Krieg mit den Türken wegen der Fortdauer der Unruhen in Ungarn sehr ungelegen kam, Alles, um den Frieden mit seinem mächtigen Nachbar beizubehalten; allein der Sultan, so wie die ganze Armee, brannten vor Begierde nach Krieg und Beute; auch rechneten die Türken auf einen gewissen Sieg. Im Divan zweifelte Niemand, daß dieser Krieg dem deutsch-römischen Kaiserthume den Todesstoß ver-

sehen würde, ja der türkische Sultan sprach fast frei von einem großen Plane, den er auszuführen gedachte. Er hatte nämlich den gigantischen Anschlag gemacht, ein abendländisches unabhängiges Reich zu stiften und als Sultan über Polen, Siebenbürgen, Ungarn und Deutschland zu herrschen! Dennoch wollte er das Reich Ungarn nicht gleich mit seiner Monarchie vereinigen, sondern es dem Oberhaupte der Janitscharen, Ibrahim Baska, auf Lebenszeit als ein Lehn überlassen, um diesen, ihm gefährlichen mächtigen Mann sich geneigt zu erhalten. Das Haupt der Mißvergnügten in Ungarn, der Graf Eökelh, schloß im Geheimen mit dem Sultan noch im Jahre 1682 einen Vertrag, wodurch letzterer bei seinem beabsichtigten Einfalle in Ungarn, dessen Hauptstadt Ofen er ohnedieß noch besaß, im Lande viele Hülfe gegen die Truppen des Kaisers sich versprechen konnte. Schon erklärte Eökelh unverholen seine Absicht, Ungarn unter dem Schutze des Sultans in ein unabhängi-

ges Fürstenthum zu verwandeln! So befand sich der Kaiser Leopold in sehr mißlichen Verhältnissen, zumal da es an Geld eben so, als an Truppen ihm fehlte; (das Heer war schwach an Zahl und schlecht besoldet, da die Stiftung vieler Klöster den Schatz erschöpft hatte) kaum 40000 Mann stark war Leopolds Armee, mit welcher er dem ungeheuren türkischen Heere und den zahlreichen Haufen der ungarischen Aufrehrer die Spitze bieten sollte! Doch war der Kaiser Leopold nicht ohne Freunde, die ihm in dieser großen drohenden Gefahr alle Unterstützung zusicherten, z. B. die Könige von Schweden und Pohlen (letzterer versprach im Namen der Republik Pohlen 40000 Mann gegen die Türken dem Kaiser im erforderlichen Falle zuzuführen) die Churfürsten von Sachsen und Baiern u. A. wollten mit ihrer ganzen Macht ihm zu Hülfe kommen (so wie auch der Papst bedeutende Geldhülfe gewährte.) Mit letzterer, so wie mit einem Ablasse für die streitenden Krieger und einer geweihten

Kreuzfahne langte ein päpstlicher Abgesandter in Wien an, eben als daselbst die Nachricht eintraf, daß 280000 Mann Türken gegen die kaiserlichen Staaten heran zögen und schon Belgrad im Rücken hätten. Von nun an verabsäumte der Kaiser Leopold, der überdieß bei seiner Frömmigkeit ein festes Vertrauen in die Vorsehung setzend den Muth nicht sinken ließ, keine Maasregel, die die Gefahr seiner Staaten erheischte; zumal da man sich bald überzeugte, daß die Absicht der Türken hauptsächlich dahin gehe, Wien selbst zu erobern.

Der berühmte Anführer des kaiserlichen Heeres, Herzog Karl von Lothringen, ersetzte gewissermaassen den Mangel mehrerer Soldaten durch seine große Kriegswissenschaft und glückliche Anwendung derselben, allein er durfte es vor der Hand nicht wagen, sich dem Großoffizier gerade entgegen zu sehen. Er stellte sich jedoch bei der Festung Raab auf und hatte sich sehr vortheilhaft verschanzt, um in dieser festen Position der heranziehenden

den türkischen Armee so lange als möglich den Weg zu versperren. Während dem erließ der Verräther Tököly im ganzen Lande Proklamationen, in welchen er die Türken für Beschützer der ungarischen Freiheit und der protestantischen Religion ausgab. Da nun auch bei der ungeheuren Macht, mit welcher letztere auf das Reich anstürmten und den wenigen Truppen, die Leopold ihnen entgegensetzen konnte, die Ungarn die Sache des letzteren für verloren ansahen, so strömte fast alles zu Tökölys Parthei zu, wo Schutz zu erwarten stand, so daß die meisten Gespannschaften sich unter die Hoheit des Grafen Tököly begaben. Letzterer rieth nun dem Großoffizier, für jetzt seine Unternehmung auf die gänzliche Besetzung des Königreichs Ungarn zu beschränken, allein letzterer hatte nichts im Sinne, als sich der Stadt Wien schnell möglichst zu bemächtigen, hier, glaubte er, seyen die Schätze aller deutschen Fürsten aufbewahrt, so daß er, wenn er diese wichtige Stadt eroberte, nicht nur diese Schätze

nebst den Fürsten, sondern auch ganz Deutschland gleichsam erhalten würde. Daher glaubte er nicht genug eilen zu können, Wien in Besitz zu nehmen.

Während nun das, ohnweit der Festung Raab postirte kaiserliche Heer die ferneren Bewegungen des Feindes abwartete, sahe es am Abende des Johannisfestes den Himmel an mehreren Orten sich röthen, und eben diese Feuerzeichen verkündeten am sichersten die Annäherung des Feindes. Sogleich wurden nun im kaiserlichen Lager alle Vorbereitungen zur Schlacht getroffen, und schon Tags darauf drängten die großen Schaaren der Türken und ihrer Verbündeten an, da öffneten sich kaiserlicher Seits die Feuerschlünde und eine große Menge Feinde wurden aus den dichten Reihen niedergeschmettert. Allein diese, eine Schlacht ausweichend, zogen sich seitwärts in ziemlicher Ferne, um das kaiserliche Heer vorbei, gerade hin auf Wien los zu gehen, so daß Leopolds Armee von der Hauptstadt dann abgeschnitten werden sollte. Da Wien nur eine

sehr geringe Besatzung hatte, während auch bei der großen Uebermacht der Türken die kaiserliche Armee dadurch, daß es jene verfolgte, um sie zu einer Schlacht zu bringen, im Fall des Verlustes dieses Treffens die Stadt um so sicherer dem Feinde Preis gab, so setzte der kaiserliche Heerführer bei der Insel Schütt auf das linke Donauufer über, um in forcirten Märschen die Hauptstadt noch vor dem Feinde zu erreichen. Diese kluge Anordnung wurde für das von dem Feinde bedrohte Wien höchst heilsam; dadurch erhielt sie eine ziemlich zahlreiche, von dem vortrefflichsten Geiste beseelte Besatzung, obschon der Herzog von Lothringen nur einen Theil seines Heeres, 15000 Mann in die Stadt einrücken ließ, während er mit dem größeren Theile desselben (in der Nachbarschaft von Wien am Bisamberge den größten Theil der Kavallerie aufstellend) nach Mähren zurück ging, um die nach und nach eintreffenden Hülfsstruppen der Allirten erst an sich zu ziehen, ehe er dem Feinde eine Feldschlacht anbie-

ten konnte, um Wien zu entsetzen. Noch ehe aber der Herzog von Lothringen in der Gegend von Wien eintraf, waren auf die eingegangene Nachricht von dem Anrücken der großen türkischen Armee gegen die Hauptstadt die Bertheidigungsanstalten derselben mit dem größten Eifer von dem Kaiser Leopold betrieben worden, doch entschloß er sich endlich den 7. Juli mit dem ganzen Hofe zur eiligen Abreise, nachdem der Kaiser an diesem Tage nebst seiner ganzen Familie und einer großen Menge des Volks in der Stephanskirche das Abendmahl des Herrn genossen hatte. In die Kirche war zugleich der Graf Ernst Rüdiger v. Starremberg beschieden worden, indem ihm hier am Altare des Herrn der Kaiser in einer herzlichlichen Rede die Bertheidigung von Wien übertrug, worauf er dem wackeren Feldherrn seinen eigenen Degen überreichte. Nach dieser feierlichen Verhandlung fand die Abreise des Kaisers, vor der Hand nach Linz und von da bald darauf nach Passau statt, und mehr als

60000 Einwohner flüchteten zugleich aus der Stadt, während von der, nach Ungarn liegenden Seite aus, eine große Menge Flüchtlinge ankamen, die theils in der Festung Sicherheit suchten, theils weiter zogen.

Die Stadt Wien galt mit Recht, seit Konstantinopel und Belgrad in den Händen der Türken waren, für die Vormauer der Christenheit gegen diese Feinde derselben. Die Lage der Stadt, die für die damalige Zeit gut benützt, eine große Armee einige Zeit aufhalten konnte, machte sie zu einer vorzüglichen Festung und schon einmal (im Jahre 1529) hatte Solymann, der größte aller türkischen Kaiser, sie vergeblich belagert und mit Schimpf abziehen müssen. Eine sehr starke Besatzung und eine tapfere wehrhafte Bürgerschaft, eine zahlreiche und gut besetzte Artillerie, hinreichende Vorräthe an Lebens- und Kriegsmitteln, vor allem aber ein hoher Grad von begeisterndem Gottvertrauen, konnten der Stadt in ihrer jetzigen Lage die Hoffnung geben, sich gegen ein so unz

geheures Heer von Barbaren, als jetzt die
 Existenz der Stadt bedrohete, mit Glücke
 eine Zeit lang zu vertheidigen. Die Ver-
 theidiger Wiens waren alle nur von ei-
 nem Willen beseelt, als hochherzige Pa-
 trioten eher zu sterben, als dem Feinde
 zu weichen und jeden Fuß breit Landes
 den Barbaren streitig zu machen.

So trat der 12. Juli ein. Schon
 hatten des Großoffiziers unermessliche
 Schaaren die ganze Umgegend der Stadt
 überschwemmt, schon rüstete er sich zum
 Angriff derselben, da sandte er noch einen
 Parlamentär in dieselbe; er überließ den Ein-
 wohnern von Wien die Wahl zwischen der
 Ergebung und Annehmung der mohamme-
 danischen Religion und der unvermeidli-
 chen Hinrichtung bis auf den letzten Mann,
 erhielt aber auf diese stolze Aufforderung
 keine Antwort. Vergebens rief nun der
 Großoffizier den Grafen Tököly mit den
 Mißvergnügten aus Ungarn zu sich ins
 Lager, dieser blieb in Ungarn zurück, um
 dessen völlige Eroberung wo möglich zu

erzwingen, mußte aber von Preßburgs Angriff absehen.

Der Graf von Stahremberg ordnete nun auf die trefflichste Art alle Anstalten zur Vertheidigung der Hauptstadt. Er musterte nun zuvörderst die zahlreichen freiwilligen Vertheidiger der Stadt, denn Alles, was männlich und im Stande war, die Waffen zu führen, hatte diese ergriffen. So bildeten vors erste die ehrenwerthen Bürger der Stadt ein schönes Korps von acht Fahnen und bei 3000 Mann an der Zahl; von den Innungsverwandten formirten die Gesellen und Lehrlinge einer jeden Innung ihre Kompagnie; selbst die Bäcker, Metzger und Bauern, obgleich beim Proviantwesen sehr beschäftigt, stellten doch über 500 Mann zum Streite. Aber auch die Studenten vereinigten sich willig unter ihre Fahne, und aus den Buchhändlern Buchdruckern, Buchbindern, die als Universitätsverwandte betrachtet wurden, formirte sich eine zweite Fahne. Dieses schöne 700 Mann starke Korps erbot

sich freiwillig die gefährlichsten Posten zu vertheidigen und hielt auch Wort, so daß es sich unsterbliche Lorbeeren erwarb. Nebenbei, da Niemand sich ausschließen wollte, wurden auch die waffenfähigen Flüchtlinge zur Vertheidigung der Stadt versammelt, so daß sich die Anzahl der freiwilligen Vertheidiger derselben auf 20000 Mann belief. Alle Klöster wurden in Hospitäler verwandelt und ihre reichgefüllten Keller spendeten willig ihre Vorräthe zur Erquickung der Vertheidiger. Den 15. Juli war das ungeheure türkische Lager und die Umzingelung der Stadt vollendet, der tapfere Janitscharen-Aga lagerte sich dem Burghore gegen über; Cara Mehemet Pascha mit den Tributfürsten der Moldau und Wallachei richtete den Angriff gegen die Kärnthner und Braun-Bastey und so lagerten sich auch die anderen Heerabtheilungen unter ihren Paschen um die Stadt. Wiens Schicksal und vielleicht das der ganzen östreichischen Monarchie hing jetzt von den Einsichten und Entschlüssen des Großoffiziers

ab, der an sich in der Kriegskunst unerfahren, theils zu stolz war, als daß er die besseren Rathschläge der Unterfeldherren befolgt hätte, theils nur von Geiz und Begierde nach Beute getrieben, selbst den ihm von dem tapferen Janitscharen: Aga gemachten Vorschlag, eines allgemeinen Sturmes, (der, als das türkische Geschütz hinlängliche Sturmücken gemacht hatte, bei der ungeheuren Uebermacht der Türken, obwohl unter entsetzlichem Verlust im Anfange, ehe den Belagerten der Muth wuchs, vielleicht hätte gelingen können) um deshalb verwarf, weil er fürchtete, die Beute möchte ihm entgehen, wenn seine Völker mit stürmender Hand in die Stadt eindrängen. Ueberhaupt haßte die Armee diesen ihren Anführer wegen seiner unersättlichen Habsucht. Als nun das große türkische Lager, das sich in einem Halbkreise von drei Meilen weit um die Stadt herumzog und gleichsam selbst einer Stadt glich, (nach der Thätigkeit, die bei solchen Gelegenheiten die Türken zeigen), schnell aufgeschlagen war,

so wurden eben so schnell die Laufgräben angefangen (die sechs Ellen tief einander labyrinthenartig durchschnitten) und schon am dritten Tag donnerten daher die Kanonen aus den vollendeten Batterien. Bei dem überlegenen Geschüßkaliber konnte es nicht fehlen, daß jenes augenblicklich große Wirkung gemacht hätte, wenn es nicht an geschickter Bedienung gefehlt hätte, die dagegen bei den Belagerten sehr gut war. Doch schon an dem ersten Tage entstand ein großer Brand in der Stadt bei einem heftigen Sturme, indem das Schottenkloster nebst seiner Kirche und Thurme und mehr als 40 Wohnhäuser und Paläste in Ruinen verwandelt wurden, selbst das nahe dabei befindliche Zeughaus, in welchem große Munitionsvorräthe aufbewahrt wurden, war nahe daran, auch von den Flammen ergriffen zu werden, wo Wien verloren gewesen wäre, wenn nicht plößlich der Sturm sich gelegt hätte.

Vom 17. Juli an wurden nun die Angriffe der Türken gegen die Stadt heftiger und unaufhörlich bebte die Erde von

dem unausgesehten Kanonenfeuer beider Theile. Am stärksten war aber das Feuer bei der Burgbastei; die große Batterie zwischen der Burg- und Löbelbastei war für die Belagerten der gefährlichste Posten und der davor liegende Ravelin wurde von den Studenten vertheidigt. In der darauf folgenden sehr stürmischen finstern Nacht machten letztere einen, durch die Verwirrung (wegen des Sturmes und der pechschwarzen Nacht) so begünstigten Ausfall, daß mehrere 1000 Türken in den Laufgräben umkamen, auch eine große Menge Kanonen von den kaiserlichen Artilleristen vernagelt wurden. Am anderen Tage schossen letztere die beim Ausfall abgehauenen Türkenköpfe aus großen Kanonen durch Bogenschüsse in das Lager des Feindes zurück.

Auf solche Art ging nun die Belagerung längere Zeit fort, ohne daß der Großoffizier, der nur fortfuhr die Stadt durch heftiges Geschützfeuer und Einwerfen vieler Bomben zu ängstigen, aus dem oben angeführten Grunde sich entschließen

konnte, einen Sturm zu wagen. Dafür war seine Absicht, daß durch Einwerfen von schweren Granaten und Feuerbällen ein allgemeiner Brand die Stadt zerstören und dadurch die Einwohner in die Nothwendigkeit versetzt werden würden, zu kapituliren. Allein, obschon in jeder Nacht das Feuer brennender Häuser die Stadt erhellte, so waren doch die Anstalten zum Löschen zu gut getroffen, als daß die Stadt durch dieses Verfahren zu Grunde gehen konnte.

Daher entschloß sich nun endlich der feindliche Heerführer, besonders da er die Ueberlegenheit des Geschüzes der Belagerer erfahren hatte, durch Minen und darauf folgende Stürme die Stadt zu erobern. *)

*) In den 16. u. 17. Jahrhunderte besonders wurden mehrere der berühmtesten Belagerungen auf die Art geführt, daß von den Belagerern die Festungswerke durch ausgehöhlte Gänge untergraben, diese mit vielem Pulver in offenen Fässern, oder Säcken ausgefüllt und mit einem Zünder auf solche Art versehen wurden, daß der Zündende noch Zeit genug behielt, sich zu entfernen, worauf das Pulver bei seiner Entzündung einen Theil des feindlichen Werkes, oder der Mauer einwarf, wo dann gleich nach der Sprengung von den Belagerern auf die dadurch entstandene Lücke Sturm gelaufen und auf diese Weise manche Festung erobert wurde.

Am 23. Juli sprang die erste türkische Mine an der Spitze der Contrescarpe vor der Burgbastei; Tags darauf zerriß am Abende eine entzündete Mine mit gewaltigem Donner die Erde, sie war das Signal, nach welchem auf einmal mit ungeheurem Krachen alle Feuerschlünde des Feindes feuersprühend Tod und Vernichtung auf die Stadt und ihre Wälle schleuderten. Unter furchtbarem Gebrüll stürzte sich ein großer Schwarm blut- und beutegieriger Türken nach der Lücke hin, welche die aufgeflogene Mine in die vorliegende Schanze gemacht hatte. Aber die Stürmenden wurden durch die, von den Wällen ihnen entgegen donnernden Stücke gebührend empfangen, alle Bertheidiger eilten nach dem bedrohten Punkte; schrecklich war der Kampf auf dem Walle des Ravelins; schon waren endlich die Belagerten an den Hauptwall zurückgebrängt, da trafen neue Schaaren von Bertheidigern zur Hülfe ihrer erschöpften Waffenbrüder ein, ein neuer Angriff auf die Feinde, die durch einen Regen von

Handgranaten in Schrecken und Verwirrung geriethen, hatte den glänzendsten Erfolg, die Türken wurden zurückgeschlagen und bis in ihre Laufgräben verfolgt; nur Wenige kamen, als Zeugen des erlittenen Verlustes, in ihr Lager zurück.

Beim Anfange des Sturmes hatten sich die Weiber, Kinder und wehrlosen Greise in die Stephanskirche geflüchtet; der große weite Dom war von ihrer Menge dicht erfüllt. Eben hatte der Bischof, ein alter ehrwürdiger Greis, die Kanzel erstiegen, um das jammernde Volk durch eine kraftvolle Rede zu erheben, da fuhr plötzlich eine türkische Stückfugel zu einem Fenster herein und schlug an den Pfeiler, an welchem die Kanzel befestiget war; die ganze Versammlung gerieth darüber in Schrecken, aber die Kraft der Kugel war schon gebrochen und sie fiel zur Erde herab, ohne einen Menschen zu beschädigen.

Wenige Tage darauf liefen die Türken abermals Sturm, aber sie erlitten eine neue Niederlage, die um so größer

war, da eine, von den Belagerten zeitig genug entdeckte Mine, die ihnen Verderben bereiten sollte, für die Belagerer selbst verderblich wurde, und einen furchtbaren Verlust von Menschen zur Folge hatte.

Während dem, daß der Heldennuth, mit welchem die Besatzung und die freiwilligen Vertheidiger ihre Stadt gegen die Uebermacht der Barbaren so hartnäckig vertheidigten, den Feind anfang in Unruhe zu versehen (denn mit leichter Mühe hatte er gehofft, sich des Platzes bemächtigen zu können) so wurde doch die Lage der belagerten Stadt immer bedenklicher, denn es fanden sich bald zwei mächtige Feinde in der Mitte der Belagerten ein, nämlich der Hunger und die Ruhr. Da der Umfang der Stadt sehr groß war, so mußten die Besatzungen fast unaufhörlich auf ihren Posten bleiben, davon entstand nun als Folge der übermäßigen Anstrengung, eine Ruhrepidemie, zumal da ein Mangel an Lebensmitteln eintrat, der es unmöglich machte, die ermatteten Krieger gehörig zu stärken; zu-

leßt zählte man jeden Tag an 60 Todte. Aber auch der Schießbedarf und die übrigen Verteidigungsmittel nahmen auffallend ab, so wie auch von dem Geschütze durch den unaufhörlichen Gebrauch immer mehr und mehr Stücke unbrauchbar wurden. Es war daher sehr natürlich, wenn die Sehnsucht nach Hülfe von Außen mit jedem Tage in der Stadt höher stieg. Diese fing an Noth zu thun; stündlich waren daher die Kirchen mit andächtigen Betern erfüllt, welche den Allmächtigen um Hülfe und Rettung anflehten. Am 13. August waren (nach früheren vergeblichen Versuchen) endlich die Belagerten so glücklich, daß ein, von ihnen abgesandter Bote, glücklich durch das türkische Lager sich durchschleichend, bei dem Herzog von Lothringen (der seit mehreren Wochen schon ein ansehnliches Heer zum Entsatz von Wien zu versammeln angefangen hatte) eintreffen konnte, um die Noth der Stadt und, wie schleunige Hülfe Noth thue, dem Feldherrn, auf den die Belagerten sehnsüchtig harrten, zu er-

öffnen. Es glückte dem Boten auch das Antwortschreiben des Herzogs in die Stadt zurückzubringen, welches die geängstigten Herzen aufrichtete. „Haltet euch, hieß es in demselben, nur noch einige Tage tapfer, denn eure Retter nahen. Laßt gute Wache halten auf dem St. Stephansthurme und wenn diese an einem Abende sieben Raketen im rothen Feuer am Horizonte hoch in die Luft steigen und ihnen drei mit weißen Leuchtkugeln folgen sieht, so erkennt aus diesem Zeichen, welches ihr zu erwiedern habt, daß eure Befreier nahen, welche eine Hauptschlacht zum Entsatz der Stadt beschlossen haben.“

Und in Wahrheit, mit dem Heere des Kaisers sich zu vereinigen, zogen gegen Wien heran die Polen unter ihrem siegreichen Könige, die Baiern und Sachsen, auch selbst von ihren tapferen Churfürsten angeführt und andere deutsche Fürstenvölker, und aus den entferntesten Provinzen wurde auf langen Zügen von Wagen das ermüdete Fußvolk vorwärts gebracht, damit Alle bei dem

allgemeinen Sammelplazze eiligst zusammenräfen. Bei dieser Nachricht, die auch dem Großvezier bald kund wurde, verdoppelte er seine Anstrengungen, um sich der Stadt vor der Ankunft des Christenheeres zu bemächtigen. Schon war nach einer fast zweimonatlichen fürchterlichen Belagerung das Kavelin vor dem Hauptwalle zwischen der gleichfalls zerstörten Burg- und Edelbastey nur noch einem Schutthaufen gleich, und am 3. September, als zur ferneren Vertheidigung unfähig, von seinen Vertheidigern (der Spartanerschaaer der heldenmüthigen Musensöhne) verlassen worden, als im türkischen Kriegsrathe nun endlich ein Hauptsturm beschloffen wurde, von welchem man sich die Eroberung der Stadt als gewiß versprach. Der Donner der Explosion vom Springen einer feindlichen Mine, wodurch die Burgbastey über 15 Ellen weit zerschmettert wurde, war für die Türken das Signal zum Angriffe, die in Wolken von Staub und Pulverdampf gehüllt heranzürmten. Aber trotz ihrer Menge und

fanatischen Wuth wurden sie durch die heldenmüthige Gegenwehr der Vertheidiger bis zur einbrechenden Nacht, ungeheuren Verlust erleidend, vom Eindringen in die Stadt zurückgehalten. Mehrere Haufen der Stürmenden waren von den schon erstiegenen Höhen wieder in den Graben herabgestürzt worden, aber als bald traten neue Schaaren an die Stelle der zurückgeschlagenen; da sprang zum Verderben für die Türken zur Unzeit eine große Mine, wodurch eine große Menge Feinde getödtet wurden und Andere, die noch im Graben waren, in Verwirrung gesetzt, zurück wichen, während eine Anzahl der tollkühnsten Türken, die schon die Höhe des Walls erstiegen hatten, hier wie wüthende Löwen kämpften, denn der Rückzug war ihnen abgeschnitten, aber endlich wurden sie durch die verstärkte Schaar der Vertheidiger mit dem Schwerte in der Faust theils getödtet, theils zurückgeworfen. Nun konnte das Geschütz der Stadt wieder wirken; es stürzten ununterbrochen neue Schaaren von Stür-

menden wieder in den Graben hinab; andere Tausende waren bereit, die Werke zu ersteigen und mit der entschiedensten Todesgefahr betraten sie die Leitern. Der Großoffizier ermunterte die Seinigen zu neuen Angriffen, wollte um jeden Preis bei diesem Sturme die Stadt erobern, allein nach Mitternacht mußte der Feind, nachdem er ungeheuren Verlust erlitten, nach dem Lager sich zurückziehen. Die siegreichen Vertheidiger der Wälle dankten Gott für den errungenen Sieg; zehn Stunden hatte der Sturmglockenton unaufhörlich die Gefahr verkündigt, welche der Stadt und ihren Bürgern drohte. Da ließ sich in der nächsten Nacht am Himmel das Zeichen sehen, daß das Befreiungsheer in der Nähe angekommen sey. So erschien denn endlich den 11. September gegen Abend auf der Spitze des Kalembergs der Vortrapp des vereinigten Befreiungsheeres, das gegen 80000 Mann stark, unter dem Oberbefehle des tapferen Königs von Pohlen, Johannes Sobiesky, (welchem der kriegserfahrene Herzog Karl

von Lothringen, kais. General: Feldmarschall, die Churfürsten von Baiern und Sachsen, der Markgraf Ludwig von Baden und A. zur Seite standen) zur Rettung Wiens. Alle Anführer, so wie die von ihnen befehligten Truppen brannten vor Begierde, den gemeinschaftlichen Feind (ob er gleich trotz des vor Wien schon erlittenen großen Verlustes noch immer mehr als doppelt so stark an Zahl der Truppen war, als die Christen, mit Gottes Beistand anzugreifen und zu schlagen. Als alle Hindernisse der Natur besiegt und am Abende des 12. September die Hauptmacht der Allirten sich nebst dem Könige von Pohlen und den andern Fürsten und Feldherren auf der obersten Höhe des Berges befanden (nachdem man auch mit der größten Anstrengung 20 schwere Kanonen über den steilen Berg gebracht hatte), so wurden alle Anordnungen zu einer großen Schlacht getroffen, die den folgenden Tag statt finden und das Schicksal von Wien und vielleicht von ganz Deutschland und das civilisirte Europa über-

Haupt auf lange Zeit entscheiden sollte. So stieg denn nun die Sonne in ihrer vollen Herrlichkeit am wolkenlosen Himmel herauf und verkündigte den beiden Heeren das Beginnen eines blutigen Tages. Bald war die christliche Schlachtordnung vollendet; auf dem rechten Flügel standen die Pohlen, verstärkt durch einige 1000 Deutsche; das Centrum formirte das sämtliche bairische und fränkische Fußvolk, angeführt durch den Churfürsten von Baiern; der, vom Herzoge von Lothringen kommandirte linke Flügel, bestand aus dem ganzen kaiserlichen und sächsischen Fußvolke und aus sieben Regimentern kaiserlicher und sächsischer Reiterei, welche der Churfürst von Sachsen befehligte. Das ganze Heer hatte sich mit dem ersten Blicke des Morgenrothes auf der Ebene ausgebreitet und rückte nun dem Feind entgegen. Die Schlachtordnung der Türken war halbmondförmig, der Großvezier stand im Mittelpunkte; 80000 Mann Christen traten muthvoll einem Heere von 200000 wüthenden

Barbaren entgegen. Gleich bei den ersten Angriffen drängten die Pohlen und die ihnen beigegebenen Sachsen den Feind zurück und trieben ihn von einem Hügel zum anderen, daß er erst in der Ebene vor seinem Lager sich wieder aufstellte. Nun erst begann der eigentliche Hauptkampf. Unter einem allgemeinen Allahgeschrei aller zum Angriff sich rüstenden Türken, wobei von dem Getöse aller Heerpauken, Trommeln und Trompeten die Erde erbebte, wehte Mohammeds große blutrothe Kriegsstandarte aus den dicht gedrängten Haufen der türkischen Armee hoch in die Luft. Aber alsbald brach die Reiterei der Pohlen ungestüm auf das türkische Centrum ein, aber kräftigen Widerstand leisteten die Spahis, der den Großoffizier umgebende Kern des Heeres; die Pohlen vermochten nicht, sie zu werfen, mußten sogar endlich der Uebermacht des Feindes weichen, da befahl der König allen Heertheilen vorwärts zu gehen, er selbst stellte sich an die Spitze seiner Pohlen und führte sie wieder gegen den Feind,

der aber hier in seinem Centrum fortfuhr, Stand zu halten, denn es galt der Fahne des Propheten. Indem nun in einem Augenblicke in der ganzen Schlachtlinie des Christenheeres mehr als 100 Feuerschlünde ihre Ladungen in die dichten Haufen der Türken sendeten, daß Tausende entseelt hinsanken, die übrigen bebten, stürzte das ganze christliche Fußvolk mit schnellen Schritten nach dem Feinde hin, und während der Churfürst von Sachsen mit der ganzen Reiterei des linken Flügels nach dem äußersten Ende des türkischen Heeres hinjagte, fielen vier Regimenter kaiserlicher schwerer Reiterei, angeführt von dem berühmten Heußler, in die Fronte der Feinde ein und richteten hier ein großes Blutbad an, mit den andern acht Regimentern kam Sachsens Churfürst an der Spitze des tapferen Leibregiments (später die Kürassiergarde genannt) den Türken in die Flanke und in den Rücken so daß letztere, von allen Seiten bedrängt und geschlagen, nur an Flucht noch dachten. Nur in der Nähe von

Mohammeds Fahne, welche von den tapfersten Spahis umgeben war, entbrannte noch eine Zeit lang der wüthendste Kampf, bis es endlich dem kühnen Helden, dem Königssohne, dem Prinzen Alexander Sobiesky, gelang, indem er den Träger der Fahne niederwarf, das, von den Türken so hochverehrte Panier zu erbeuten. Da ertönte aus aller Pohlen Munde ein einstimmiges Victoria, während die Bravsten der Türken, als sie die heilige Fahne in den Händen der Christen erblickten, nun auch gänzlich entmuthigt, allen ferneren Widerstand aufgebend, gleich ihren Brüdern flohen, aber durch die rächenden Schwerdter der Feinde fanden auf dieser schmählichen Flucht Mehrere ihren Tod, als zuvor im Gewühle der Schlacht selbst.

So war die ganze große türkische Armee aufgelöst und vernichtet, lagen nur etwa 20000 Mann todt auf dem Schlachtfelde selbst, so kamen noch weit Mehrere auf der Flucht um, während die Christen diesen großen entscheidenden Sieg mit einem verhältnißmäßig geringen Ver-

luste erkaufte, denn sie zählten nur 1500 Todte und 1000 Verwundete.

Während dem aber, daß das Befreiungsheer solche Wunder der Tapferkeit gezeigt hatte, sollten auch die Belagerten noch einmal Siegeslorbeeren einernnden. Denn die Türken, trotzend auf ihre Uebermacht, wollten, indem zahlreiche Haufen von Janitscharen stürmend gegen die offenen Stellen des Walles anliefen, während der Schlacht mit Gewalt in die Stadt eindringen, allein die heldenmüthige Gegenwehr der Bertheidiger vereitelte ihre, obschon wiederholten wüthenden Angriffe, sie wurden zurückgeschlagen und von vorn von den Kämpfern der Stadt, von hinten von den Entsastruppen zugleich bedrängt, verlor der größere Theil dieser Stürmenden in den Laufgräben sein Leben.

So war der Sieg überall errungen und Wien befreit. Unermesslich war aber auch die Beute, die nach schwerem Kampf den Siegern zu Theil wurde. Unerhört war z. B. die Pracht, welche der, den Umfang von einer halben Stunde fast

einnehmende Aufenthaltsort des Großveziers enthielt; und dieses Zelt, welches das Beutestück des Königs von Pohlen war, soll mit seinem Inhalte mehrere Millionen Reichsthaler werth gewesen seyn. Aber auch die übrige Beute, die in den 80000 Zelten des türkischen Lagers den Kriegsvölkern überhaupt zufiel und über deren Theilung die Allirten über acht Tage zubrachten, war unermesslich. Den Tag nach der Schlacht hielt der siegreiche König von Pohlen mit den sämtlichen Fürsten und Heerführern einen wahren Triumpheinzug in der Stadt. Unbeschreiblich war nach den erlittenen großen Drangsalen auch der Jubel des Volks, als es seine Befreier in die Stadt einziehen sah, und besonders der König von Pohlen war der Gegenstand der allgemeinen Verehrung. Denn ihm verdankte es ja besonders seine Rettung. Der Zug ging nach dem alten ehrwürdigen Dome von St. Stephan, um vor Allem dem Allmächtigen für das gelungene große Werk zu danken, so wie denn auch der

König, als frommer Held, wie er dem Papste von dem errungenen Siege Nachricht gab, sich der bescheidenen Worte bediente: Veni, vidi, Deus vero vicit. *) In der Kirche wurde die von des Königssohne Alexander Sobiesky eroberte große Fahne Mohammeds, so wie zwei prächtige Rosschweife, als Siegeszeichen, am Altare niedergelegt **), vor welchem der König und alle Anwesende auf die Knie niedersanken, bis das hohe Loblied Te Deum laudamus von vielen 1000 Stimmen ertönend, und von dem Schalle aller Glocken und dem Donner des Geschützes begleitet, die Herzen erhob! Ein reiches Gastmahl, von dem Statthalter dem Könige von Pohlen zu Ehren gegeben, beschloß das wichtige Fest. Aber auf allen Straßen sahe man dankerfüllte Menschen auf den Knien beten und aus aller Munde erschollen fromme Gesänge zu Gottes

*) Ich kam und sahe, Gott aber gab den Sieg.

**) Diese Trophäen waren zum Geschenk für den heiligen Vater bestimmt.

Lob und Preis, denn Großes war durch ihn vollbracht.

Die Stadt war also gerettet; daß sie nicht früher unterging, ehe das Entsatzheer eintreffen konnte, verdankte sie eben sowohl der heldenmüthigen Gegenwehr ihrer Vertheidiger, als der großen Eintracht, die unter den Bewohnern geherrscht hatte, indem alle Stände so wie die verschiedenen Religionsbekenner nur ein Sinn, ein Gedanke, die Vaterstadt zu erhalten, belebte. Doch war die Sache aufs äußerste gekommen; nicht acht Tage hätte sich bei den Verwüstungen, die durch das furchtbare Beschießen und als Wirkung der Minen statt gefunden hatten, die Stadt noch halten können. Auch lagen eine Menge der schönsten Gebäude in Asche, selbst die kaiserliche Burg war fast ganz zerstört. Fast noch graufender war der Anblick der Verwüstungen, welche in der ganzen Richtung des Marsches der türkischen Armee von Ungarn bis Wien herauf von den Barbaren angerichtet worden waren; 2400

Flecken und Dörfer auf beiden Donau-
ufern verbrannt, 90000 Menschen in die
Sklaverei geschleppt, eben so viele viel-
leicht gemordet, das waren die traurigen
Erinnerungen dieses Einfalls der Türken
in Oestreich. Und doch welches Glück
war es für dieses Land, für ganz Europa,
daß die ernstliche Absicht Mohammeds, deren
Gelingen die Civilisation der Welt bedroht
hätte, nämlich auf den Trümmern des zer-
störten christlichen östreichischen Kaiserreichs
ein großes abendländisches mohammedanis-
ches Reich zu gründen, vereitelt wurde.
Ganz das Gegentheil bewirkte die verun-
glückte Unternehmung gegen Wien. Seit
dieser Niederlage, die die Türken unter den
Mauern dieser Hauptstadt durch den
Heldenkönig von Pohlen Sobiesky erlit-
ten, und den noch 16 Jahre fortgesetzten
und erst durch den Karlowitzer Frieden
beendigten Kriegsbegebenheiten verschwand
das früher bestandene Uebergewicht der
türkischen Macht über die angrenzenden
christlichen Nachbarstaaten allmählig ganz.
Jenes Ereigniß war der Wendepunkt der

politischen Größe des türkischen Reichs überhaupt gewesen, das schon seit längerer Zeit, wo Rußland so übermächtig sich erhob und auf die zunehmende Schwäche von Schweden, Pohlen und der Türkei seine weiteren Vergrößerungspläne baute, gänzlich zertrümmert worden wäre, wenn nicht die Eifersucht der übrigen großen Staaten von Europa, die nur mit Verdruß Konstantinopel in die Hände des nordischen Kolosses würden übergehen sehen, das fernere Bestehen eines türkischen Reichs in Europa, da es bei seiner jetzigen politischen Schwäche der Sicherheit dieses Erdentheils nicht mehr gefährlich werden kann, verstattet hätte.

IV.

Anhang.

Der 30-jährige Kampf der
Sultaninnen,

oder die Intriguen des Serails

in den Jahren 1595 — 1625;

nach Originalpapieren dargestellt.

IV.

St. Petersburg

Der 30. März 1804
Zur Erinnerung

an die Mitglieder des Senats

in dem Jahre 1804

nach Originalpapieren beschaffen

Unter der Regierung der Sultane Amurath III., Mohammed III., Achmet und Osmann wurde das türkische Reich durch die Intriguen der Favoritinnen des Serrails weit mehr, als durch auswärtige Kriege in Bewegung gesetzt und mehr als einmal heftig erschüttert. Frauen beherrschten das Reich, und indem immer eine die andere zu stürzen bemüht war, kam die Monarchie durch den Kampf der Partheien dem Abgrunde nahe.

Die erste Frau, welche in dieser Periode lange Zeit hindurch das Schicksal des Reichs gleichsam bestimmte, war die, durch ihre Schönheit und geistigen Fähigkeiten so berühmt gewordene Baffo, die aus Kandia gebürtig und von dem adli-

chen venetianischen Geschlechte der Baffo abstammend, unter der Regierung des Sultans Amurath III. die größte Zierde des Serails war, und diesen Herrscher durch ihre körperlichen und geistigen Vorzüge so für sich eingenommen hatte, daß er (was bei einem Türken, und noch dazu bei einem Sultan, unerhört war) sie 18 Jahre lang und bis an seinen Tod allein liebte. Indessen rühmt es die Geschichte an dieser Favorittinn, daß sie den Einfluß, den sie eine so lange Zeit hindurch während Amuraths Regierung auf die öffentlichen Angelegenheiten gewann, nur mit Weisheit und Mäßigung benutzte.

Als nach Amuraths Tode im Jahre 1595 sein Sohn Mohammed III. den Thron bestieg, behauptete die Baffo, die als die Mutter des neuen Sultans den Namen Validé erhielt, die bei den Türken herkömmlichen großen Vorrechte und das Ansehen, die einer Frau in dieser Stellung zu Theil werden, im vollsten Maaße. Denn der neue Sultan, von Natur sehr träge und weichlich und allen

sinnlichen Ausschweifungen zugethan, überließ sehr gern seiner Mutter, deren Klugheit er kannte, die Regierungsangelegenheiten, die sie auch unter ihrem Sohne mehrere Jahre lang mit solcher Umsicht und Weisheit fortleitete, daß das ganze Volk sich zufrieden und glücklich fühlte. Nur ein Weib, die Sultaninn = Favoritte Mohammeds III., war aufgebracht darüber, daß dessen Mutter und nicht sie selbst an der Spitze des Regiments im Reiche stand und, da sie von einer unbegrenzten Eitelkeit und Ehr- und Herrschsucht getrieben wurde, entwarf sie den Plan einer Verschwörung gegen die Sultaninn Mutter und ihren Sohn, den Sultan, durch welche erstere umgebracht, der letztere aber vom Throne gestossen werden sollte, wo sie nun mit dem Einflusse und der Macht, die vorher die Baffo gehabt hatte, als Validé mit ihrem schon 18-jährigen Sohne das Reich beherrschen wollte. Allerdings zeigte sich schon früher, so wie später, eine verderbliche Eifersucht im Serail zwischen der

Sultaninn Mutter und der Favorittinn desselben, da, wenn letztere einen Sohn (den präsumtiven Thronfolger) geboren hat, mit dem Titel einer Hafaki geehrt, ebenfalls großes Ansehen erlangt, und nur mit Verdruß auf die Validé hinblickt, wenn der Sultan letzterer den Vorzug gewöhnlich im Rathe erteilt. Mohammeds Favoritte hatte diesem schon zwei Söhne geschenkt (Mohammed und Selim; letzterer starb aber bald) war also längst schon zur Hafaki erhoben. Da nun ihr ältester Sohn, der Prinz Mohammed einen sehr lebhaften, feurigen Geist hatte, so daß seine treulose Mutter (vergessend die große Liebe, womit der Sultan sie beehrt hatte) den schon im 18. Jahre stehenden Sohn für fähig hielt, die von ihr entworfene schändliche Verrätherei ausführen zu helfen; sie theilte ihm daher ihren Plan mit und der unbesonnene Jüngling, gleich der Mutter von blindem Ehrgeize ergriffen, ging bereitwillig in die Absichten der Mutter ein. Entbrannt von Begierde, sich des Throns so:

gleich zu bemächtigen, suchte nun das verrätherische Paar, vermittelst aller möglichen Bestechungskünste, sich unter den Soldaten einen Anhang zu verschaffen, indem zugleich ihnen glaublich gemacht wurde, wie der Sohn durch kriegerische Thaten dem Throne, den die Unthätigkeit und Weichlichkeit des Vaters herabwürdigte, neuen Glanz ertheilen werde. Solche Einflüsterungen waren bei den beute gierigen unruhigen Janitscharen zu keiner Zeit ohne Wirkung. Daher vergrößerte sich die Parthei der Verschwornen so außerordentlich schnell, und schon war der Anschlag nahe daran, ausgeführt zu werden, als die Verschwörung durch die Verrätherei eines Verschnittenen dem Sultan entdeckt und vereitelt wurde. Groß, aber verdient war nun daher auch die Bestrafung eines solchen beabsichtigten Verbrechens; die treulose Favorittinn wurde erschauft und der unnatürliche Sohn erdrosselt.

Nachdem jene ihr schändliches Project auf solche Art mit dem Tode gebüßt

hätten, erhielt die Odalische *) Philatra den Titel und Rang einer Hafaki, da sie dem Sultan auch schon zwei Söhne geboren hatte, (Achmet und Mustapha). Sie war schön, aber schwach am Geiste; gebürtig war sie aus dem Königreiche Cypren, einer Insel, die in der früheren Zeit des Alterthums durch die Schönheit der dasigen Frauen so berühmt war, (ein Ruhm, den ihr die neuesten Beobachter weiblicher Reize ganz verweigern.) Philatra hatte schon vor dem Tode der bisherigen Favorittinn, besonders wegen der Sanftmuth ihres Gemüths, die Zuneigung des Sultans im hohen Grade erlangt; sie hätte, obschon damals noch nicht Hafaki, sich recht glücklich fühlen können, hätte nicht unaufhörlich die traurige Vorstellung, daß, wenn nach des jetzigen Sultans Tode der Prinz Mohammed den Thron besteigen werde, dieser ihren zwei Söhnen nach der Sitte (die, um jedes

*) Odalisten nennt man alle in dem Serail des Großherrn vereinigte Frauenzimmer, die er der Ehre seines Bettes würdigt.

Sultans Thron zu sichern, gleichsam den Brudermord sanctionirte,) das Leben nehmen würde, ihre Tage getrübt. Da erschien plötzlich im Serail eine verschmigte Jüdin, Namens Keira: Raden, die, indem sie sich in das Vertrauen der leichtgläubigen schwachen Philatra einzunisten bemühte, aus der Kenntniß aller Verhältnisse (die sie listig genug auszukundschaften verstanden hatte) dadurch in Kurzem die Gunst derselben sich erwarb, daß sie, als eine, in die jüdische Kabbala angeblich eingeweihte und, daher aus den Gestirnen die zukünftigen Ereignisse des türkischen Reichs vorherzusagen vermögende Person, ihr und ihren Kindern ein glückliches und glänzendes Loos voraus prophezeihete. Kaum fing die, durch diese Angaben der listigen Betrügerinn um Vieles beruhigte Philatra an, sich wegen der Zukunft zu beruhigen, als schon die ihr von der Jüdin gemachten großen Hoffnungen in Erfüllung zu gehen anfangen. Die Verschöderung der bisherigen Sultaninn: Favorittinn und ihres Sohnes war entdeckt,

beide büßten ihr Verbrechen mit dem Tode und so leuchtete der nicht erwartete Glücksstern für die Philatra, daß sie zur Haßaki und ihr ältester Prinz zum präsumtiven Thronerben erhoben wurde. Wer kann da zweifeln, daß die Jüdin, die in den Gestirnen das, der Philatra bevorstehende Glück, schon lange vorher gelesen hatte, von letzterer außerordentlich bewundert und hochgehalten wurde! Aber bald sollte für die Erhebung und das Glück der Philatra noch Mehreres geschehen. Der Sultan Mohammed hatte zwar das strenge Urtheil der Gerechtigkeit an seinem Sohne vollziehen lassen, allein als der furchtbare Act geschehen war, reute ihn die That, denn er hatte ihn ja doch geliebt den (obwohl undankbaren) Sohn. Gewissensbisse folterten den unglücklichen Vater, er starb bald darauf, (im Jahre 1604), da sein Körper durch Ausschweifungen sehr geschwächt war (wenig von seinen Unterthanen wegen seiner Weichlichkeit bedauert) — im 38. Lebensjahre.

So bestieg denn nun Achmet, der

älteste Sohn der Philatra, die dadurch die größte erreichbare Glückstufe einer türkischen Frau, zur Validé sich erhoben zu sehen, erlangte, erst 14 Jahre alt, den Thron. Je jünger der neue Sultan ist, um so mehr hat natürlich die Validé Einfluß und Ansehen. Zuvörderst wirkte Philatra von ihrem Sohne den Befehl aus, daß die noch immer thätige Baffo, (Achmets Großmutter) deren Geist und Herrschsucht sie fürchtete, ins alte Serail gebracht werden sollte *), worauf die neue Validé alle die Ehre, als Sultazinn Mutter, empfing, die bisher der Baffo zugekommen waren. Unermesslich waren die Schätze, welche letztere unter zwei Regierungen (der ihres Gemahls und Sohnes) gesammelt hatte, die nun dem neuen Sultan zufielen.

Die erste Staatshandlung in Konstantinopel, wenn ein neuer Sultan den

*) Ins alte Serail werden nicht nur, wenn ein neuer Sultan die Regierung antritt, alle Odalisten des verstorbenen Sultans, sondern auch wohl zu jeder Zeit die sonst in Ungnade verfallenen Frauen, z. B. bisweilen selbst eine Validé, selbst auch eine Haseki, verwiesen.

Thron besteigt, ist die, daß ihm von seiner Mutter und den Ministern ein neues Serail gebildet wird, indem die Odalisten des verstorbenen Sultans ins alte Serail verwiesen werden. Dieß geschah auch dießmal. Unter den traurigen Wittwen, die solches Eril immer nur mit großer Betrübniß antreten, war aber dießmal auch ein außerordentlich schönes griechisches Mädchen, Namens Fatime, welche der entnerbte Mohammed (der Vater des jetzigen Sultans) noch nicht mit seinem Bette beehrt hatte. Dieses Mädchen hatte einstens der Sangiak Beg von Morea, erstaunt über so viele Reize, von ihren Eltern als Sklavin gefordert und genommen; allein, da bei ihm der Geiz und die Ehrsucht über die Wollust siegten, so bestimmte er die Schöne für das Serail des Sultans, das sie durch ihre blendende Schönheit zierte. Dennoch wurde sie, obschon der Sultan darauf noch drei Jahre lebte, da Kummer und Ausschweifungen ihn abgestumpft hatten, nie von ihm berührt, demohnerachtet aber

nach seinem Tode mit den übrigen Dbalisten ins alte Serail gebracht, in welchem die schon über die bisherige lange Vernachlässigung unwillige Schöne, sehnfüchtig nach Liebe, fast zu verzweifeln anfing; bis ihr in Kurzem unerwartet das größte Glück zufallen sollte. Indessen hatte die, für das Vergnügen des neuen Sultans äußerst sich bemühende große Sorgfalt seiner Mutter das neue Serail auch mit seltenen Schönheiten erfüllt, worüber der überaus sinnliche Achmet nicht wenig erfreut war. Anfangs war es die Griechin Nafia, welche, obwohl nicht ausschließlich, ihn anzog. Dabei gewann aber auch eine, weit mehr durch geistige Vorzüge (besonders durch List und Verschlagenheit) als durch körperliche Reize sich auszeichnende Dbaliste, Namens Kiossem, bald vielen Einfluß auf den Sultan, den die übrigen Schönen, welche die Kiossem wegen ihrer geringen Schönheit für unschädlich hielten, eher beförderten, als zu stören suchten, zumal da jene listig genug war, den schöneren Mädchen gleichsam den Vorrang

zu lassen und nur ihre Wünsche zu erfüllen immer bedacht schien. Während dem, daß Achmet im Serail die ersten Vergnügungen der sinnlichen Lust im vollen Maaße genoß, waren seine Mutter und ihre verschlagene Rathgeberinn, die Jüdin Keira-Kaden, (welche jene nach Gefallen leitete) bedacht, der ganzen Regierung des Landes sich zu bemächtigen, und gern war es Achmet, zumal da auch er die Jüdin sehr hochschätzte, zufrieden, daß er der Last des Regierens überhoben war. Da wurde der junge Sultan auf einmal, von den Pocken befallen, so gefährlich krank, daß Alle an seinem Leben verzweifelten und die Validé höchst bestürzt war. Allein die Jüdin, die noch immer das Schicksal des Reichs in den Sternen zu lesen versicherte, beruhigte die Validé Sultaninn Mutter alsbald, indem sie gewiß zu wissen vorgab: daß der Sultan nicht sterben werde. Von Niemandem bemerkt, stößte sie zu bestimmten Stunden dem Kranken etwas alten Wein ein, durch welche behutsame Stärkung sein Leben

gerettet wurde. Indem er nun allmählig sich besserte, blieb die Jüdin Tag und Nacht bei ihm in dem Krankenzimmer, um ihn durch Vorlesen, oder belustigende Erzählungen angenehm zu unterhalten, so daß er eine außerordentliche Zuneigung zu diesem Weibe faßte, die, wie er laut versicherte, ihm allein das Leben gerettet habe. Daher überhäufte er sie aus Dankbarkeit so mit Reichthümern und Ehren, daß alle Große des Reichs zu ihren Füßen, alle Schätze des Reichs zu ihrer Disposition waren; sie vergab alle Stellen, setzte ab und ernannte, wie es ihr beliebte, Minister. Wer am meisten ihr bot, erhielt den ersten Platz. Allein der Mißbrauch, den sie von der ihr zugefallenen großen Gewalt machte, stürzte sie auch wieder in Kurzem. Auf Anstiften des Großoffiziers, der seinen eigenen Sturz befürchtete, wurde unter den Janitscharen die Sage verbreitet, wie die das Reich beherrschende unersättliche Jüdin selbst den ihnen bestimmten Sold sich zueigne, worauf im September 1605 mehr als

30000 Mann, theils Janitscharen, theils andere Bewohner der Stadt, mit fürchterlichem Geschrei das Gerail umzingelten und den Kopf der Jüdin Keira = Kadon vom Sultan ungestüm forderten. Der Sultan mußte endlich, so schwer es ihm auch ankam, dem Drange der Umstände nachgeben. Da er keine Möglichkeit sahe, die ihm werth gewordene Jüdin zu retten, wurde sie der empörten Menge übergeben. Auf alle Art beschimpft, wurde nun von den Anführern das unglückliche Weib durch die Straßen geschleppt, dann in 1000 Stücke zerrissen, und diese ins Meer geworfen.

Der Sultan, so bestürzt er auch anfangs über den, durch die Meuterer bewirkten Tod der von ihm geachteten Jüdin war, wußte sich doch bald in den Armen der Liebe zu trösten. Die eben so schöne, als wißige Nema verdrängte bald die Nafia aus seinem Herzen, während er doch bei allem Wechsel die Kiosem wegen ihrer geistigen Vorzüge zu schätzen fortfuhr. Aber ganz unentbehrlich schien ihm seine

neue Geliebte Nema besonders dadurch geworden zu seyn, daß sie ihm unaufhörlich durch ihren Wiß und scherzhafte satyrischen Aeußerungen Unterhaltung gewährte. Aber ein lustiger Einfall kam ihr einmal theuer zu stehen. Indem sie nämlich, um dem Sultan gleichsam eine neue Ergößlichkeit zu bereiten, ihn beredete, mit ihr in das alte Serail zu gehen, um die in demselben eingesperrten abgesetzten Schönen zum Scherz in Augenschein zu nehmen, fiel dem Sultan, als er schon im Begriff stand, sich wieder zu entfernen, die blendende Schönheit der (oben schon bemerkten, noch jungfräulichen) Fatime so in die Augen, daß er ausrief: Wie konnte mein Serail des schönsten Schmuckes so lange beraubt bleiben? Fatime antwortete mit solchem bescheidenen Anstande, daß Achmet ganz entzückt von so vieler Anmuth sie bei der Hand nahm und, einen unwilligen Blick auf die, von der neuen Favoritte plötzlich verdunkelte Nema werfend, befahl, daß jener die Zimmer, die für die letztere bisher ausgeschmückt gewe-

sen waren, übergeben werden sollten. Vergeblich flehte Nema, sich auf die Knie vor dem Sultan niederwerfend, mit einem Strome von Thränen den grausamen Liebhaber um Erbarmen — zu sehr schauerte sie vor der so plötzlich über sie (unverdienterweise) verhängten Strafe der Verweisung ins alte Serail — unabänderlich war in einem Augenblicke das Loos beider Schönen entschieden, die, ohne daß es Beide begriffen, wie es zuging, ihre Plätze wechselten; die eine sahe nur einer freudevollen, die andere einer traurigen Zukunft entgegen. Fatime selbst erstaunte über diesen nicht gehofften, so leicht und schnell errungenen Triumph:

„Denn ein Verborgnes ist sich selbst das Schöne;
 „Und es erschreckt vor seiner eignen Macht.

Auf der Stelle zur Favorittinn des noch 16-jährigen Sultans erhoben, war er, wie es die Größe seiner Leidenschaft mit sich brachte, eine Zeit lang fast unerschöpflich in Ehren und Geschenken, womit er die Geliebte überhäufte. Natürlich grollten die übrigen Damen des Serails über

den Vorrang, den ihnen die neue Favoritte ablief, in nicht geringem Maaße, die einzige listige Kiosem ausgenommen, die, indem sie ihre Eifersucht klüglich verbarg, um so mehr in der Achtung des Sultan wuchs, je freundlicher sie sich gegen Fatimen benahm. Aber das Glück der letzteren sollte nicht vollkommen werden, sondern der Stern desselben verbleichte nur zu bald wieder, da sie den auf einen Thronerben begierigen ungeduldigen Sultan nicht sogleich mit einem Prinzen, sondern nur mit einer Prinzessin erfreute, worauf seine Zuneigung zu ihr etwas zu erkalten schien.

Noch aber zog Achmet diese Favorittinn allen übrigen Odalisten sehr vor, bis im Jahre 1606 der, mit der Function, die Kinder des Tributs in Griechenland *) auszuwählen, beauftragte Aga, genannt

*) In dem Serall des Grossultans, so wie auch in Pera und Adrianopel, befinden sich (an jedem Orte eine) Erziehungsanstalten für Knaben, die von christlichen Eltern geboren in den eroberten Provinzen jährlich in einer bestimmten Zahl weggenommen (daher Kinder des Tributs genannt) hier eine sehr gute Erziehung, aber unter einer sehr strengen Disciplin und unter der Aufsicht der weisen

del Chirma Agasy, zu Athen bei einer achtbaren, aber armen Familie ein junges Mädchen von so außerordentlicher Schönheit entdeckte, daß er voll von Erstaunen ausrief: dürfte ich Dich besitzen, wäre ich der Glücklichste der Sterblichen, aber, nein, ein so kostbares Kleinod kann nur dem Sultan zugehörig werden. So nahm er, ohne auf das Wehklagen der jammernden Mutter Rücksicht zu nehmen, die erst 15-jährige Basilia aus den Armen der Mutter, die sie bebend zurückzuhalten versuchte, mit sich fort. Da rief dem geraubten Lamm die Mutter noch die bedeutungsvollen Worte nach: Basilia, vergiß deine heilige Religion, dein Vaterland, deine Familie nicht! und nicht vergeblich oder in Wind waren diese Worte

Verschnittenen erhalten. Man unterrichtet die Knaben in den Grundlehren der mohammedanischen Religion, so wie außer in der türkischen, auch in der arabischen und persischen Sprache, dabei bekommen sie auch Unterricht im Reiten, Lanzen, Fechten, so wie in der Kunst den Bogen zu spannen, den Wurfspeiß zu schießen. Die hoffnungsvollsten Knaben behält der Sultan im Serail zu Konstantinopel, aus ihnen werden zuerst die Pagen genommen, später können sie zu allen Reichsstellen aufsteigen.

gesprochen; durch das Wunder ihrer Reize sollte dieses Mädchen, (dem auch durch die Sorgfalt ihrer Eltern unter der Anleitung eines Mönchs aus dem Orden des heil. Basilii eine, ihren Geist sehr ausbildende Erziehung zu Theil geworden war, so wie auch ihr Gemüth die trefflichste Richtung erhalten hatte) sehr bald das Glück ihres Vaterlandes machen. Daher fesselte sie Alle, die sie kennen lernten, beim ersten Anblicke. Dabei hatte sie eine solche Festigkeit des Characters, daß sie das strenge Loos, das ihr zuviel, sogleich mit dem Entschlusse, in allen Verhältnissen ihren Seelenadel nicht zu verleugnen, zu ertragen sich vornahm. Kaum war sie im Serail zu Konstantinopel angekommen und so geschmückt, um vor dem Sultan erscheinen zu können, als Alle, die der Ruf ihrer Schönheit herbeigeführt hatte, sogleich überzeugt waren, daß sie allein das Herz des Veränderungen liebenden, überaus sinnlichen Sultans für immer fesseln würde; darum boten ihr Alle, selbst die Vornehmsten, ihre

Dienste an und baten um ihre Protection; wäre es ein Hauptverbrecher, riefen Manche aus, der Begnadigung suchte, die Augen der Basilia reichen hin, ihn loszusprechen. Und dabei diese Freimüthigkeit und Hoheit im Betragen. Als die Frauen und vorgesezten Verschnittenen sich bei ihr nach den Geschenken umzusehen schienen, die die im Serail ankommenden neuen Odalisten ihnen reichen müssen, rief sie aus: Basilia ist arm, sie hat nichts, was sie euch schenken könnte, und wollte sie euch ein Geschenk mit ihrer Geburtsstadt Athen machen, so würdet ihr dadurch um nichts reicher.

Der Sultan war eben in Gesellschaft der Odalisten im Garten des Serails, als ein Verschnittener ihm von der Ankunft dieses Wunders der Welt Nachricht gab. Vier Odalisten, rief Achmet aus, mögen zuvörderst die Neuangekommene prüfen, ob sie es verdiene, in ihren Kreis aufgenommen zu werden! Kaum hatten diese Mädchen die Basilia gesehen, als sie, bestürzt durch so viele Reize der

neuen Rivalinn, eiligst davon liefen und sich in ihre Gemächer voll von rasender Eifersucht verschlossen. Diese Flucht der Abgesandten sagte dem Sultan mehr, wie die beredteste Erzählung es hätte thun können, welche wundervolle Reize Basilia entfalten müsse; er sahe sie darauf selbst und sogleich sagte es ihm sein Herz: daß er bis zu diesem Augenblick noch keine wahre Leidenschaft gehabt hatte. Er liebte sie so, daß er dabei, was bei einem türkischen Sultan sonst nie Sitte ist, auch mit eben so vieler Hochachtung und Ehrerbietung ihr begegnete. Statt sie sogleich zu bestürmen, schonte er die Delikatesse ihres Gemüths, ließ ihr gleichsam Zeit, sich an die neue Lage, in die sie sich unvermuthet versetzt sahe, zu gewöhnen. Erst nach Anwendung aller der Mittel, die eine gegenseitige Zuneigung zu erzeugen pflegen, daß er ahnden konnte, wie sie freiwillig ihm das bewilligen würde, was er bei anderen durch Gewalt zu erlangen gewohnt war, schloß er das Bündniß, indem sie den Namen Johahy von ihm

erhielt. So hatte noch nie ein Sultan eine Favorittinn geehrt, als Achmet jetzt diese Johahy mit köstlichen Geschenken und Ehren aller Art überhäufte. Sie hatte ein sehr bedeutendes Gefolge, sie erhielt Zimmer neben denen des Sultans, in welchen er fast ohne Unterbrechung verweilte, um des Anblicks und der Unterhaltung der, von ihm außerordentlich geliebten Favorittinn sich immer erfreuen zu können. Letztere hing aber auch mit ganzer Seele an ihrem Freunde und liebte ihn herzlich, fühlte sich auch überaus glücklich, während die übrigen Damen des Serails (die einzige Kiosem ausgenommen, welche einem fein angelegten Plane zu Folge — denn durch List und Verstellung hoffte sie noch die Gelegenheit, einmal glücklich zu werden, wahrzunehmen — der Johahy mit freundlicher Theilnahme entgegen kam) dieser den entschiedensten Haß unverhehlt zu erkennen gaben. Aber die neue Favorittinn gab dem Sultan täglich neuen Grund, sie um ihrer großen Bescheidenheit und Un-

eigenndigkeit um so mehr hochzuachten, da er an solche Tugenden bei den Damen des Serails nicht gewöhnt, sie kaum zu begreifen und gehörig zu würdigen im Stande war. Daß sein Augapfel sich in die Regierungsgeschäfte (vorzüglich in die Besetzung der Stellen) durchaus nicht einmischte, Niemanden protegirte, um keine Gnade ihn bat, während er doch mit Begierde nur Gelegenheit wünschte, ihr seine Liebe noch mehr an den Tag zu legen, bekümmerte den Sultan endlich so, daß er, in solcher Zurückhaltung einen Mangel an Vertrauen zu ihm erblickend, der Geliebten einmal darüber Vorwürfe machte, worauf sie ihm bescheiden und zärtlich erwiderte: bleibt mir nur das Herz meines Sultans, so sind vollkommen alle meine Wünsche erfüllt, soll ich aber außerdem auf Deinem Befehl noch ein besonderes Verlangen aussprechen, das ich bis jetzt in meinem Herzen verbar, so wäre es die Bitte: Sultan, schenke Deiner Sklavin die Stadt Achen, wo ich geboren bin; und bestehl, daß nach mei-

nen Tode sie auf alle Zeiten dem Ehef der schwarzen Verschnittenen gehören soll, damit mein Vaterland für immer dem Zustande von Elend und Unterdrückung entzogen werde, unter dem es bisher seufzte, und damit auch meine geringe Familie Theil nehme an dem Ruhme, zu welchem Deine Hoheit die zu glückliche Basilia erhoben hat! Auf der Stelle bewilligte der, über die Zartheit ihrer Bitte entzückte Sultan ihr bescheidenes Ansuchen und das, bis dahin so unglückliche Athen erhielt nicht nur, so lange als Basilia lebte, sondern auch in den folgenden Zeiten, wo sie für immer die Domaine des Kisler Agasyn verblieb, wieder einen Grad von Ruhe und Wohlstand, der dem übrigen Griechenland fremd blieb.

Als nun endlich Johann einen Prinzen geboren hatte, war das Entzücken des Sultans grenzenlos, aber eben so groß seine Trauer und Bestürzung, als nicht nur das Kind nach zwei Stunden unter den heftigsten Convulsionen schon wieder starb, sondern auch die Mut-

ter desselben mit solchen Zufällen gefährlich erkrankte, die in dem Sultan die übrigens nicht erwiesene Vermuthung erzeugte, daß die übrigen Odalisten Mittel gefunden hätten, sich des Gegenstandes ihrer Rache entledigen zu können. Im ersten Momente der Rache wollte er alle Odalisten umbringen lassen, doch wußte endlich die Kiosem, die, ohne vom Sultan geliebt zu seyn, viel über ihn vermochte, besonders als Johahy sich schnell wieder besserte, so weit seinen Zorn zu mäßigen, daß er die Strafe der Versetzung dieser armen Schönen, (so sehr sie auch ihre Unschuld behaupteten), ins alte Serail über sie verhängte. Im Jahre darauf erfreute zwar Johahy ihren erhabenen Liebhaber, der sie noch immer vergötterte, mit einem zweiten Prinzen, der auch nach des Vaters Tode unter dem Namen Osman den Thron bestieg, aber es kostete der Mutter diese Entbindung das Leben und des Sultans Trauer über den Verlust seines Lieblings war eben so groß, als seine Liebe zu ihr unbegrenzt gewe-

fen war. Fatime, die von dem Sultan einstens so heftig geliebte, aber seit der Ankunft der Basilia vergessene Ddaliske, bat den Sultan nun um die Gnade, Mutterstelle bei dem Sohne ihrer Rivallinn vertreten zu dürfen und der Sultan, der das gute Herz seiner früheren Geliebten, die er früher Allen vorgezogen hatte, zu würdigen verstand, übergab das Kind, seine ihm verbliebene einzige Freude, um so lieber der Sorgfalt der Fatime, als einer Person, auf deren Treue er vollkommen bauen konnte. Lange Zeit dauerte der tiefe Schmerz des Sultans über den Verlust der Einziggeliebten; mit Widerwillen wendete er die Augen von den Reizen und andern Schönheiten seines Serails, bis es endlich der verschmühten Kiosem, deren Umgang ihm wegen der Klugheit ihres Benehmens und geistreichen Unterhaltung zum Bedürfniß geworden war, gelang, die Eistrinde, die sein Herz neuerlichst überzogen hatte, zu sprengen und je weniger sie schön war, um so mehr schloß er sich gleichsam anfangs an

sie an. Sie wurde sogar darauf so glücklich, einen Prinzen, Namens Amurath, in die Welt zu setzen, wodurch sie das höchste Ziel ihres, längst im Stillen genährten Wunsches erreichte, indem der große Rang und die Ansprüche einer Hakaki ihr nun zu Theil wurden. Als sie nun noch einen Sohn, der Ibrahim genannt wurde, gebar, war die Freude des Sultans, der die Favorittinn mit unermesslichen Geschenken überhäufte, grenzenlos. Aber von nun an enthüllte die listige Schlange allmählig ihre schlechten Gesinnungen und bald bemerkte der Sultan, daß dem älteren Prinzen Osmann, dem Sohne der Basilia, den er doch noch inniger, als die Kinder der Kiosem liebte, von Seiten der Letzteren, die seinen Tod wünschte, Gefahren drohten. Um ihn dagegen zu sichern, entschloß er sich gegen die Gewohnheiten des Serails, ihn schon im fünften Lebensjahre aus den Frauengemächern herauszunehmen und der besonderen Aufsicht eines einsichtsvollen Mannes zu übergeben, zu welcher Function er einen sehr gelehr-

ten und rechtlichen Ismann von der großen Moschee, Namens Uschad, auswählte, der den Geist seines Zöglings ausbilden, zugleich aber auch für die Sicherheit seiner Person wachen sollte, wobei jedoch Fatime fortfuhr, dem zarten Knaben alle wahrhafte mütterliche Sorgfalt zu widmen. Außerordentlich zeigten sich bald die Geistesanlagen dieses Kindes, so daß er bei einem sehr vorzüglichen Unterrichte Riesenfortschritte in den Wissenschaften machte. Des Lehrers einzige Tochter Aphendina, die an den Studien des jungen Ismann Theil nahm und gleich ihm glänzende Geistesanlagen hatte, war in dieser Zeit seine einzige Gespielinn und früh schon schlich sich in dem Herzen des so äußerst lebhaften Knaben eine heftige Neigung für diese seine Jugendgespielinn ein, die für die Zukunft das Loos beider großherziger Gemüther bestimmen sollte.

Während dem, daß der Prinz Ismann für die Zukunft solche Hoffnungen erregte, daß er dereinst eine Zierde des Throns, der ihm gebührte, zu werden ver-

sprach, war die Sultaninn Kiosem nur darauf bedacht, wie sie ihrem Sohne Amurath die Thronfolge verschaffen könnte. Keine Art von Verrätherci ließ sie deshalb unversucht, indem sie sogar mit einem Oberhaupte der Rebellen in Syrien, Namens Afür, der ein unabhängiges Reich zu stiften trachtete, in geheime Verbindung trat, um durch solche mächtige Hülfe ihre verrätherischen Absichten zu unterstützen. Allein dem Sultan blieb das schöne Komplott nicht verborgen, und er vereitelte es gerade dadurch am sichersten, daß er sich verstellte. Daher ging er den Vorschlag der Kiosem, den gefährlichen Mann dadurch, daß er ihn zum Großoffizier erhob und ihn sogar eine Tochter zur Gemahlin gab, an sich zu fetten, ein, aber nachdem er den Verräther dadurch sicher gemacht hatte, ließ er ihn erdroffeln.

Während dem fuhr der Prinz Osman fort, weit über seine Jahre Geistesfähigkeiten zu entwickeln. Die Kiosem

schäumte darüber vor Wuth, erfuhr, wie der von ihr so wüthend gehaßte Dsmann schon so jung allgemein vergöttert wurde. Um daher ihn, der der Erhebung ihrer Kinder im Wege stand, zu verderben, ließ sie kein Mittel unversucht. Da ihren schändlichen Absichten hauptsächlich Fatime, die treue und sorgsame Erzieherin des Prinzen, im Wege stand, so wußte sie diese endlich dadurch zu entfernen, daß sie den Sultan zu bereden suchte, die von dem Sangiak Beg in Morea noch immer geliebte und im Grunde sehr ungeru dem Sultan abgetretene schöne Frau an letzteren zu vermählen. Der schwache Sultan wollte die Fatime dadurch erfreuen, so ungeru sie sich auch von ihrem Lieblinge, dem Prinzen Dsmann, trennte, da sie nur zu sehr die bösen Absichten der Kiosem durchschaute. Letztere meinend, daß durch die Entfernung der Fatime ihr Plan, den Prinzen der sorgfältigen Aufsicht treuer Freunde zu entziehen, nur halb erreicht sey, so lange der ehrliche Aschad noch sein Wächter und Erzieher sey, bewirkte un-

ter dem Schein, daß ein so verdienter Mann in einen höheren Wirkungskreis versetzt zu werden würdig sey, beim Sultan die Erhebung desselben zum Mustafä Bergebens stellte der bescheidene Aschad dem Sultan vor, daß er diesen hohen Posten nicht auszufüllen vermöge, er mußte die Erhebung annehmen, denn der Großherr, wegen täglich zunehmender Schwäche ganz von der Kiosem beherrscht, ging nicht ab, in ihn zu dringen; doch trat an Aschad's Stelle ein anderer würdiger Mann, um Osmanns Erziehung zu vollenden. Allein nicht damit sich begnügend, suchte die Kiosem auch durch Bestechungen aller Art manche Paschas für ihre schändlichen Absichten zu gewinnen, indem sie auch bei der Besetzung der wichtigsten Stellen des Reichs, die ihr der schwache Sultan fast ganz überlassen hatte, immer mehr Anhänger sich zu verschaffen wußte. Demohnerachtet entging es ihrem scharfsichtigen Geiste nicht, daß, da der Prinz Osmann bei den meisten Großen des Reichs, so wie bei den Janitscharen und

Spahis, wegen seinen vorstechenden Eigenschaften, schon so sehr in Achtung stand, um deshalb ihr Plan, nach Achmets Tode ihren Sohn Amurath auf den Thron zu erheben, wahrscheinlich scheitern würde, weil bei der zunehmenden Schwäche des Sultans sein Ableben zu nahe bevorstand. Daher änderte sie ihren Operationsplan. Sie gewann die Sultantin Balidé (die wenig Scharfsinn zeigende leicht zu täuschende Mutter des Sultans) für das Project, um nur wenigstens dem ihr verhassten Osman den Thron zu rauben, einstweilen dem Bruder des Sultans, Namen Mustapha, nach Achmets Ableben die Nachfolge in der Regierung zu verschaffen. Denn, da der am Geiste und Körper schwache Mustapha kein langes Leben versprach, oder auch wegen geistiger Unfähigkeit vom Throne, dem er nicht gewachsen war, leicht bald wieder verstoßen werden konnte, so behielt die Kiosem bei der Ernennung des Mustapha zum Thronfolger noch immer die Aussicht, ihren Sohn Amurath in Kurzem den

Thron besteigen zu sehen. Als nun der Sultan endlich so gefährlich erkrankte, daß er seinen nahen Tod ahndete, so wußten die verbündeten Sultaninnen (die Valide und die Hafaki Kiosem) ihn zu bereden (indem sie ihn mit der Vorstellung von der Gefahr des Reichs unter einem minderjährigen Regenten ängstigten) daß er, ohne den Muth und die Entschlossenheit zu haben, vorher mit seinen erfahrenen Råthen Rücksprache zu nehmen — wenige Stunden vor seinem Tode seinen Bruder Mustapha zum Thronfolger bestimmte und so nicht nur das, dem von ihm so innig geliebten Sohne gebührende Successionsrecht verletzete, sondern auch sogar das Leben desselben selbst mit großer Wahrscheinlichkeit aufs Spiel setzte. Zwar mußte Mustapha ihm zuvor schwören, daß er, sobald der jetzt 15-jährige Prinz Osmani majoren geworden wäre, ihm die Regierung übergeben wolle, allein es war ja leicht vorauszusehen, daß, um den Scepter zu behaupten, er lieber sich beeilen würde, dem Thronprätendenten das Leben zu

rauben, als dieser Verbindlichkeit Gnüge zu leisten, obschon Achmet, dessen Herz nicht verhärtet genug war, den Brudermord auszuführen, gegen die allgemeine Sitte der türkischen Sultane diesem Mustapha selbst das Leben gelassen hatte. *) Schon den 17. December 1617 starb der Sultan im 31. Lebensjahre. Groß war das Erstaunen des Volks, laut das Murren der Janitscharen, als durch die eben erzählte Serailintrigue statt des vergötterten Prinzen Osmann, welcher dem Reiche neuen Glanz zu erwerben Hoffnung gemacht hatte, der, schon durch sein Aeußeres abschreckende fast blödsinnige Mustapha die Zügel der Regierung übernahm, die er zu leiten offenbar unfähig war. Zwar wurde das unverkennbare allgemei-

*) Als Achmet den Thron einnahm, ließ er seinem Bruder Mustapha nicht nur das Leben, sondern verstattete ihm sogar den Aufenthalt in Konstantinopel. Als aber der Prinz Osmann geboren wurde, gereute ihm anfangs diese Nachsicht und zweimal beschloß er den Brudermord, beide Mal hielt ihn aber eine große Gewissensangst ab, das Verbrechen auszuführen. Allein Mustapha zog sich darauf ganz in die Einsamkeit zurück und wurde ein Derwisch.

ne Mißvergnügen anfänglich durch die Aufopferung großer Geldsummen, die unter die Offiziers und Janitscharen mit verschwenderischer Hand vertheilt wurden, gedämpft, während die beiden Sultaninnen, die eigentlich das Regiment führten, nur ihren feilen Kreaturen alle Reichsstellen übergaben; aber, da wegen der offenbaren Blödsinnigkeit des neuen Sultans die Verwirrung des Reichs täglich zunahm und jeder rechtliche Mann täglich befürchten mußte, seine Stelle zu verlieren, so brach schon im Februar 1618 eine Verschwörung wieder gegen den Sultan aus. Mustapha wurde durch diesen schnell ausgeführten Aufstand wieder vom Throne gestoßen, welchen nun der Prinz Osman mit allgemeinem Beifall bestieg.

Der neue Sultan zeigte, obwohl noch minorenn nur 16 Jahre alt, gleich beim Antritt seiner Regierung eine solche Energie des Characters, daß er für die Zukunft große Hoffnungen erregte. Schnell verstummten daher vor der Hand alle Intriguen des Serails, die Sultaninn

Validé wurde im alten Serail verwahrt, während die verschmißte Kiosem zwar ihren Einfluß verlor, aber doch ihre gefährliche Stellung beibehielt. Osmann offenbarte aber in seinen Regierungsacten und in den politischen Handlungen, indem er ein überaus kriegerisches kühnes Project der Eroberung Pohlens entwarf, eben so viele Kraft und Heldenmuth, als er die Gefühle des Herzens in Schranken zu erhalten wußte. So leidenschaftlich er auch die Tochter des Musti, Aphendinen, von Kindheit an liebte, so war doch seine Liebe zu ihr so zart und achtungsvoll, daß im Oriente (zumal unter den Beherrschern der Völker) vielleicht kein Beispiel eines solchen Verhältnisses wieder vorkommen wird. Aphendine, Osmanns Jugendfreundinn, war aber auch in jeder Hinsicht ein außerordentliches Mädchen, und verdiente von ihm so geliebt zu werden. Mit einer wundervollen Schönheit und Grazie verband sie das edelste Herz, eine so vollkommne Entwicklung eines ungewöhnlichen Geistes und eine solche Ge-

diegenheit und Kraft des Characters, daß das gewöhnliche bloß aus sinnlicher Lust bestehende Verhältniß der, im Serail für das Vergnügen des Sultans versammelten Odalisten, wo Alle gleichsam um die Gunst des Herrschers, als seine Sklavinnen, buhlen, ihr nicht genügen konnte. Vergebens verschwendete daher ein ganzes Jahr lang Osman seine Bitten an die heißgeliebte Freundin, daß sie in das Serail sich begeben möchte, um unter den, mit ihr nicht zu vergleichenden Bewohnerinnen desselben, die ihm alle gleichgültig seyn würden, den ersten Platz einzunehmen, da sie an seiner unwandelbaren Liebe nicht zweifeln dürfe. Immer erwiederte sie: so sehr ich Dich auch liebe und mein Herz brechen muß, wenn ich Dir nicht angehören kann, so will ich doch lieber sterben, als mit Anderen deine Liebe theilen, oder in Abhängigkeit von einer andern Person leben, als von Dir. Du bist Deinem Reiche einen Thronfolger schuldig und wäre ich nun, in das Serail eingetreten nicht die erste, die Dich mit einem

Prinzen erfreute, so würde jene Glückliche, der deshalb die Rechte einer Hafaki zu Theil würden, mit Stolz auf mich herabblicken, mich gleichsam als ihre Sklavinn betrachten, so wie ich auch unter der übrigen Zahl deiner Favorittinnen verloren und allen Qualen der Eifersucht und des Hasses hingegeben, selbst durch den Vorzug, den Du mir in der Neigung und Liebe ertheiltest, nicht sicher mich finden würde, verachtet und beschämt zu werden. Darum, theurer Osmann, überlaß mich lieber meinem Schicksale, verlange nur nicht, daß ich im Serail Zeuge seyn soll, daß andere Frauen an der Liebe Theil nehmen, die ich allein verlange, lieber will ich ganz darauf Verzicht leisten. Osmann erstaunte und erschrak über die Unerbittlichkeit der Geliebten, welche seinem Verlangen, in das Serail, als seine erste Favorittinn einzutreten, unter keiner Bedingung entsprechen wollte; er wußte wohl, daß er als Sultan die Macht hätte, sie zu zwingen und daß selbst ein solcher Machtsstreich ihm von Aphen-

dinen, da sie ihn so sehr liebe, verziehen werden dürfte, aber dieses einzige Mädchen hatte ihm eine so zarte Liebe eingeblüht, ein so reines Feuer in ihm entzündet, daß er sich nicht für berechtigt halten konnte, als gebietender Herr gegen sie zu verfahren, so wenig er bei der hohen Achtung, die er für den Mustri, ihren Vater hegte, es vermochte, diesem ehrwürdigen Mann, seinem Lehrer, die Tochter gleichsam mit Gewalt zu rauben. Daher gab er für jetzt den Plan einer, obschon von ihm so sehnlichst gewünschten Verbindung mit der geliebten Aphendine, auf (indem er von der Zeit, vielleicht auch von der Eifersucht der Geliebten, wenn sie sähe, daß er, dem Gesetze der Nothwendigkeit weichend, durch eine andere Favorittinn, seiner Regentenspflicht Gnüge zu leisten, sich genöthigt gesehen hätte — eine Aenderung ihres grausamen Entschlusses erwartete.) Und Aphendine mußte leider es erfahren, daß dem Osmani durch eine Odaliske, Namens Mirza, für die er

übrigens nur eine sehr schwache Zuneigung hatte — denn die Jugendgeliebte erfüllte ganz sein Herz — die Freude wurde, einen Prinzen zu erhalten, der darauf als präsumtiver Thronfolger, wie seine Mutter als Hafaki erklärt wurden. Der junge Sultan unternahm indessen, theils aus eigentlichem Drang, durch Kriegsthaten sich Ruhm zu erwerben und die Grenzen des Reichs auszudehnen, theils um den Liebesgram zu zerstreuen, der sein Herz zu verzehren drohte, einen Krieg gegen Pohlen. Nachdem dieser ohne ein entscheidendes Resultat beendet war, hielt der Sultan einen Triumphzug in Konstantinopel, wo er, indem er die noch immer seinem Herzen gleich theure Aphendine so öffentlich ehrte (ohne auf die Hafaki, deren Sohn, der präsumtive Thronfolger, indessen gestorben war, einige Rücksicht zu nehmen) daß die Armee und die ganze Stadt nicht mehr über den hohen Grad von Zuneigung in Zweifel seyn konnte, mit welchem er an

Aphendinen hing, worüber die Damen des Serails, vorzüglich aber die Hafaki und die Kiosem in die größte Wuth geriethen und den beiden Liebenden ewige Rache schworen. Jene boshafte Kiosem, (mit geheimen Groll darüber erfüllt, daß Osmann, den sie vergeblich gesucht hatte zu verderben, von der Nation im Allgemeinen verehrt, immer mehr den ihm gebührenden Thron besetzte) uneingedenk der Großmuth des Sultans, mit der er ihr alle Ehren und die Aufsicht über die Erziehung ihrer zwei Söhne bewilligt hatte, hörte nicht auf, durch alle ihr zu Gebote stehende Mittel im Geheimen dem Sultan unter den Janitscharen und unter dem Volke überhaupt Feinde zu erregen, wozu allerdings Osmann einigen Anlaß gegeben hatte *) (indem er, über die Janitscharen ungehalten, an ihnen zur gelegenen Zeit Rache neh-

*) Der von Osmann in der Absicht, das Königreich Pohlen zu erobern, unternommene Krieg, dessen schlechten Fortgang er der Feigheit der Janitscharen zuschrieb, wurde Ursache seines Passes gegen diese Miliz.

men zu wollen, sich mehrmals merken ließ) so daß das, von der falschen Schlange ausgeworfene Gift schon stark zu wirken anfang. Endlich wurde das Maasß der Erbitterung dieser Kiosem gegen Osman voll, als dieser junge Sultan, dessen Handlungen alle den Charakter des Außerordentlichen trugen, gegen ein (nach der Niederlage des Bajazet durch den großen Tartarhan Timur von dem Divan gegebenes) Staatsgesetz, seine geliebte Aphendine nicht als Sklavin in den Serail aufnahm, sondern sie, als ihm gleich, als Gattinn im christlichen Sinne, als Kaiserinn neben sich auf den Thron setzte. *) Das für Konstantinopels Be-

*) Durch ein Grundgesetz war es dem Großsultan verboten, eine Sultaninn als Gattin zu nehmen. Indessen hatten schon mehrere Großsultans vor Osman sich über dieses Gesetz hinweggesetzt, so hatte Amurath II. eine Tochter des Despoten von Servien geheirathet, so wie Solymann II. die Sklavin Korelane erst frei gegeben, dann sie zur Gattin genommen hatte. Indessen fühlte doch Osman, daß er etwas, um die öffentliche Meinung, welche seinen Schritt, sich mit der Aphendine zu vermählen, tadeln würde, zu beruhigen, thun müsse. Er eröffnete daher diesen seinen Entschluß vorher einem Ausschusse von hohen Staatsbedienten, die aber natürlich, da sie das

wohner außerordentliche Ereigniß der feierlichen Vermählung des Großsultans Os-
mann mit Aphendinen, der Tochter des
Musti, fand bald darauf mit allem mögli-
chen Pomp statt, und unglaublich war
der Jubel des Volkes und die Festlichkei-
ten, sowohl in der Hauptstadt, als im
ganzen Reiche, wollten kein Ende nehmen,
um diese Vermählung zu verherrlichen.
Alle Herzen schienen mit Liebe und Vere-
hrung der neuen Kaiserinn zu schlagen
und die listige Kiosem selbst, so sehr sie
im Innern auch ewigen Haß ihr schwor,
verstellte sich klüglich, alle Unterthänigkeit
und Freundschaft ihr vorheuchelnd. Aber
im Verborgenen verdoppelte sie ihre An-
strengungen, die Janitscharen zu einem
Aufruhr anzuregen, durch welchem Os-
mann das Leben verlieren sollte. Nicht
verborgen blieb diesem der Haß und die
Gährung, die unter dieser Miliz herr-

unnütze ihrer Gegenvorstellungen gegen einen,
durch eine außerordentliche Leidenschaft dictirten
Plan erkannten, nicht unterließen, als unterthäni-
ge Diener ihres Herrn ihm beistimmten.

schend ein großes Ereigniß ankündigte. Um so mehr reifte in Osmani's kühner Seele das schon längst entworfene Project: die Janitscharen, deren aufrührerischer Geist schon so oft die Sicherheit des Reichs gefährdet hatte, ganz aufzulösen. In dieser Absicht faßte er plößlich den Entschluß, sich von Konstantinopel nach Kairo zu begeben und in letzterer Stadt die Residenz aufzuschlagen, wodurch es ihm leicht würde, durch die Entfernung eine Armee zu versammeln, stark genug, die Janitscharen zu unterdrücken und die neue Ordnung der Dinge durchzusetzen. Schon war der 1. Januar 1622 als der Tag zur Abreise festgesetzt, als der, von der Kiosem angezettelte Aufstand der Janitscharen, Spahis und eines Theils des Volkes ausbrach, denn der Plan, daß Konstantinopel von nun an aufhören sollte, der Sitz der Regierung zu seyn, verletzte das Interesse so vieler Personen, daß der Sultan dadurch sich um so mehr Feinde erweckte. Osmani's

Tod wurde beschlossen, und verlassen fast von allen Freunden unterlag der junge Held unglücklich, (wie Karl XII., hauptsächlich wegen der zu großen Unbiegsamkeit seines Kopfes) seinem Schicksale; er fiel in die Hände der wüthenden Rebellen, wurde auf das grausamste gemißhandelt und ermordet. Nur drei Jahre hatte der erst 18 Jahre alte unglückliche Osmann regiert. So gelang es der ränkevollen Sultaninn Kiosem durch fortgesponnene Intriguen endlich ihren eigenen Sohn Amurath auf den Thron zu bringen. Zwar wurde von den Aufrührern anfangs der blödsinnige Mustapha, Osmanns Onkel, abermals als Sultan ausgerufen, allein ihr, in allen Künsten der Verstellung eingeweihter und unerschöpflicher Geist, wußte die unglückliche Kaiserinn Aphendine und die rechtliche Parthei unter den türkischen Großen, die über die durch die verrätherischen Janitscharen bewirkte gräuliche Ermordung des edlen Osmann noch schauderten, über den Antheil, den sie als eigentliche Anstifterinn

an dem Tode Osmanns gehabt hatte, so zu täuschen, daß diese sich wieder mit ihr verbanden, um eine neue Revolution durchzusetzen, durch welche Mustapha wieder vom Throne gestossen und Amurath, der Kiosem ältester Prinz, ob wohl erst 13 Jahre alt, auf demselben erhoben wurde. So gelangte die nun, als Mutter des neuen Sultans (Amurath IV.) zur Sultaninn Validé erhobene Kiosem, nachdem sie, um zu diesem Ziel zu gelangen, so viele Verbrechen und Grausamkeiten verübt hatte, zu den höchsten Ehren und zu der Stufe des Glücks, die am türkischen Hofe ein Weib erlangen kann. Indessen fand sie sich doch in der Hinsicht bitter getäuscht, daß, obschon ihr Sohn erst 13 Jahr alt war, er doch wenig auf sie achtete und, indem er weit weniger den Rathschlägen seiner treulosen Mutter, als denen der verwittweten Kaiserinn Aphendine bei den Maßregeln, wodurch alle Mörder Osmanns nach und nach den grausamsten aber wohl verdienten Tod er-

leiden mußten, folgte, und bei einem hel-
 len Verstande (indem er die, von der Mut-
 ter ererbte Verstellungskunst auf eine, in
 solcher Jugend bewunderungswürdige Art
 auszuüben wußte), war es zugleich ein
 natürliches Gefühl von Hochachtung für
 die unglücklich gewordene Aphendine, wel-
 ches ihn antrieb, sich in wenig Monaten
 von der Vormundschaft seiner Mutter,
 die bald in ihm ihren Meister an Ver-
 schlagenheit erkannte, zu befreien. Aus
 Verzweiflung und in der höchsten Wuth,
 über den Einfluß, welchen die, von ihr
 bis in den Tod gehafte Aphendine über
 den Sultan gewonnen hatte, faßte sie da-
 her den schändlichen Anschlag, sie durch
 Gift ums Leben zu bringen. Allein Aphendine,
 unempfindlich gegen alles, überließ
 die von der Kiosem ihr eines Tags zum
 Geschenk übersendeten, wunderschönen,
 aber vergifteten Früchte ihren Dienerin-
 nen, die aber sogleich nach dem Genuß
 derselben unter vielen Bauchschmerzen

umsanken. Die Kaiserinn, sogleich den Trevel ahnend, mit der man ihr nach dem Leben getrachtet hatte und ganz besonders darüber bestürzt, daß ein von ihr sehr geliebtes Mädchen an den Folgen des Giftes sterben mußte, erkrankte nun selbst und unterlag bei ihrer ohnedieß schon durch den Kummer niedergedrückten Konstitution in wenig Tagen ihrem Schicksale. Aber der Sultan Amurath weihte ihrem Andenken das aufrichtigste Beileid und war er auch als Sohn zu zart, an seiner bösen Mutter, die er längst schon verabscheute, Rache deshalb zu nehmen, so traf diese doch die Nemesis noch nach einer ziemlich langen Zeit, als sie schon hochbejahrt die Früchte ihrer Treulosigkeit im Glanze, Ueberflusse und Ansehen noch fortdauernd genoß, unter der Regierung ihres Enkels, Mohammed des IV., der das ränkesüchtige Weib, da sie durch ihren unbegrenzten Ehrgeiz das ganze Volk im höchsten Grad gegen sich erbittert hat:

te, erdroffeln ließ. So erlitt Kiosem doch zuletzt noch die Strafe für die vielen Verbrechen, die sie in ihrem langen Leben verübt hatte.

to be written by the first
hand. The first part of the
document is the same as the
second part.

[Faint, illegible text covering the majority of the page, likely bleed-through from the reverse side.]

I n h a l t
des zweiten Bändchens.

- I. Schlachten der Christen mit den Türken von der Eroberung von Konstantinopel bis zur Belagerung von Wien; von dem Jahre 1454 bis 1683; (eine historische Skizze, Fortsetzung und Beschluß). S. 1.
- II. Die Eroberung von Cypern durch die Türken und die merkwürdige Seeschlacht bei Lepanto im Jahre 1571. S. 61.
- III. Die Belagerung von Wien durch die Türken im Jahre 1682. S. 129.
- IV. Anhang: Der 30 = jährige Kampf der Sultaninnen, oder die Intriguen des Serails in den Jahren 1595 — 1625; (nach Originalpapieren dargestellt. S. 169.
-

